



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Mathilde Möhring.

Roman von Theodor Fontane.

Möhrings wohnten Georgenstraße 19, dicht an der Fried-
richstraße. Hauswirt war Rechnungsrat Schulke, der
in der Gründerzeit mit 300 Talern spekuliert und in zwei
Jahren ein Vermögen erworben hatte. Wenn er jetzt an
seinem Ministerium vorüberging, sah er immer lächelnd hinauf
und sagte: „Gut'n Morgen, Erzellenz...“ Gott, Erzellenz!
Wenn Erzellenz fiel, und alle Welt wunderte sich, daß er noch
nicht gefallen sei, so stand er — wie Schulke gern sagte —
vis-à-vis de rien, höchstens Oberpräsident in Danzig. Da
war er besser dran, er hatte fünf Häuser, und das in der
Georgenstraße war beinahe schon ein Palais, vorn kleine
Balkone von Eisen mit Vergoldung. Was anscheinend fehlte,
waren Keller und auch Kellerwohnungen. Statt ihrer lagen
kleine Läden, ein Vorkostladen, ein Barbier, ein Optikus- und
ein Schirmladen in gleicher Höhe mit dem Straßenzug,
wodurch die darüber gelegene Wirtswohnung jenen à deux
mains-Charakter so vieler neuer Häuser erhielt. War es
Hochparterre oder war es eine Treppe hoch? Auf Schulkes
Karte stand Georgenstraße 19 I, was jeder gelten ließ, mit
Ausnahme von Möhrings, die, je nachdem diese Frage ent-
schieden wurde, drei oder vier Treppen hoch wohnten, was
neben der gesellschaftlichen auch noch eine gewisse praktische
Bedeutung für sie hatte.

Möhrings waren nur zwei Personen, Mutter und Tochter.
Der Vater, Buchhalter in einem kleinen Exportgeschäft, war
schon sieben Jahre tot und war an einem Sonnabend ge-
storben, einen Tag vor Mathildens Einsegnung. Der Geist-
liche hatte daraufhin eine Bemerkung gemacht, die bei Mutter
und Tochter noch fortlebte, ebenso das letzte Wort, das Vater
Möhring an seine Tochter gerichtet hatte: „Mathilde, halte
dich propper!“ Pastor Kleinschmidt, dem es erzählt wurde,
war der Meinung, der Sterbende habe es moralisch gemeint;
Schulkes, die auch davon gehört hatten und neben dem Geld-
und Rechnungsrathochmut natürlich auch den Wirtshochmut
hatten, bestritten dies aber und brachten das Wort einfach in
Zusammenhang mit dem kleinen Exportgeschäft als Umschreibung
des alten „Kleider machen Leute“.

Damals waren Möhrings eben erst eingezogen, und
Schulkes sahen den Tod des alten Möhring, der übrigens
erst Mitte der Vierzig war, ungern. Als man den Sarg auf
den Wagen setzte, stand der Rechnungsrat am Fenster und
sagte zu seiner hinter ihm stehenden Frau: „Fatale Ge-
schichte! Die Leute haben natürlich nichts, und nun war
vorgestern auch noch Einsegnung. Ich will dir sagen, Emma,

wie's kommt: sie werden vermieten, und weil es 'ne Studenten-
gegend ist, so werden sie an einen Studenten vermieten, und
wenn wir dann mal spät nach Haus kommen, liegt er auf
dem Flur, weil er die Treppe nicht hat finden können. Ich
bitte dich schon heute, erschrick nicht, wenn es vorkommt, und
kriege nicht deinen Aufschrei.“

Die Befürchtungen Schulkes erfüllten sich und auch wieder
nicht. Allerdings wurde Witwe Möhring eine Zimmer-
vermieterin. Ihre Tochter aber hatte scharfe Augen und viel
Menschenkenntnis, und so nahm sie nur Leute ins Haus, die
einen soliden Eindruck machten. Selbst Schulke, der Kündi-
gungsgedanken gehabt hatte, mußte dies nach Jahr und Tag
zugeben, bei welcher Gelegenheit er nicht unterließ, den Möh-
rings überhaupt ein glänzendes Zeugnis auszustellen:

„Wenn ich bedenke, Buchhalter in einer Schneiderei, und
die Frau kann doch auch höchstens eine Müllerstochter sein,
so ist es erstaunlich. Manierlich, bescheiden, gebildet! Und
das Mathildchen, sie muß nun wohl 17 Jahre sein, immer
fleißig und grüßt sehr artig, ein sehr gebildetes Mädchen.“

Das war nun schon wieder sechs Jahre her, und Mathildchen
war jetzt eine richtige Mathilde von 23 Jahren. Das heißt,
eine so ganz richtige Mathilde war sie doch nicht, dazu war
sie zu hager und hatte einen etwas grisen Teint, und auch das
aschblonde Haar, das sie hatte, paßte nicht recht zu einer
Mathilde. Nur das Umsichtige, das Fleißige, das Praktische,
das paßte zu dem Namen, den sie führte. Schulke hatte sie
auch einmal ein appetitliches Mädchen genannt. Dies war
richtig, wenn er sie mit dem verglich, was ihm an Weiblich-
keit am nächsten stand, enthielt aber doch ein gewisses Maß
von Übertreibung. Mathilde hielt auf sich, das mit dem
„propper“ hatte sich ihr eingepägt, aber sie war trotzdem
nicht recht zum Anbeißen, was doch das eigentlich Appetitliche
ist; sie war sauber, gut gekleidet und von energischem Aus-
druck, aber ganz ohne Reiz. Mitunter war es, als ob sie das
selber wisse, und dann kam ihr ein gewisses Mißtrauen, nicht
in ihre Klugheit und Vortrefflichkeit, aber in ihren Charme,
und sie hätte dieses Gefühl vielleicht großgezogen, wenn sie
sich nicht in solchen kritischen Momenten eines ihr unvergeh-
lichen Vorganges entzogen hätte.

Das war in Halensee gewesen, an ihrem 17. Geburtstag,
den man mit einer verheirateten Tante draußen im Grünen
gefeiert hatte. Sie hatte sich in einiger Entfernung von der
Regelbahn aufgestellt und sah immer das Bahnbrett hinunter,
um zu sehen, wie viele Regel die Kugel nehmen würde. Da

hörte sie ganz deutlich, daß einer der Kegelspieler sagte: „Sie hat ein Gemmen Gesicht“.

Von diesem Wort lebte sie seitdem. Wenn sie sich vor den alten Stiehsiegel stellte, dessen Mittellinie ihr gerade quer über die Brust lief, besah sie sich zulezt immer ein Profil und fand dann das Wort des Halensker Regelbruders bestätigt. Und durfte es auch. Sie hatte wirklich ein Gemmen Gesicht, und auf ihre Photographie hin hätte sich jeder in sie verlieben können. Aber mit dem edlen Profil schloß es auch ab: die dünnen Lippen, das spärlich angeklebte aschblonde Haar, das zu klein gebliebene Ohr, daran allerhand zu fehlen schien, alles nahm dem Ganzen jeden sinnlichen Zauber, und am nüchternsten wirkten die wasserblauen Augen. Sie hatten einen Glanz, aber einen ganz prosaischen, und wenn man früher von einem Silberblick sprach, so konnte man hier von einem Blechblick sprechen. Ihre Chancen auf Liebe waren nicht groß, wenn sich nicht jemand fand, dem das Profil über alles ging. Sie hatte deshalb auch den gebildeten Satz akzeptiert und operierte gern damit: „In der Kunst entscheidet die Reinheit der Linie“. — Rechnungsrat Schulke hatte sich einmal durch diesen Satz blenden lassen, als er ihn aber nochmals gehört hatte, merkte er die Absicht und wurde verstimmt und sagte zu seiner Frau: „Ich bin mehr fürs Runde“. Das klang ihr angenehm, denn es war das einzige, was sie hatte.

Die Sonne schien, und eine milde Luft ging, und jeder, der in die Georgenstraße einbog und die Bäume sah, die hier und da noch ihre vollbelaubten Zweige über einen Bretterzaun streckten, hätte glauben müssen, noch im Anfang September zu sein, wenn nicht vor mehreren Häusern und auch vor dem Schulgeschen ein großer Wagen gestanden hätte mit einem Leinwandbehang und der Aufschrift: „Möbeltransportgeschäft von Fiddichen, Mauerstraße 17“.

Die Seitenwände mehrerer auseinandergenommener Bettstellen waren schräg an den Wagen gelehnt, und auf dem Straßendamm stand ein Korb mit Küchengeschirr und an den Korb gelehnt ein Frauenporträt in Barockrahmen: hohes gepudertes Toupet und geklümtes Nieder, soweit sich von einem solchen sprechen ließ, denn das wichtigste Stück, soweit die Dezenz in Betracht kam, hatte der Künstler zu malen unterlassen und der sich darin bergenden Natur freien Lauf gelassen. Alles in allem: es war Ziehzeit, also konnte es nicht Anfang September, sondern mußte Anfang Oktober sein, wodurch übrigens die Georgenstraße sehr gemann, denn solchen Wagen und solch Porträt sah man in dieser Gegend nicht alle Tage, weshalb denn auch etliche Menschen und eine ganze Anzahl Kinder den Wagen und das Bild umstanden. Unter denen, die das Bild mit Interesse musterten, war auch ein junger Mann von etwa 26 Jahren. Sein Alter zu bestimmen war nicht leicht, weil zwischen dem Ausdruck seines Gesichts und seinem schwarzen Vollbart ein Mißverhältnis herrschte: der Ausdruck war jugendlich, der Bart deutete auf einen „Mann in den besten Jahren“. Aber der Bart hatte unrecht, sein Besitzer war wirklich erst 26 Jahre. Etwas über mittelgroß, breitschulterig und überhaupt so recht das, was gewöhnliche Menschen einen schönen Mann nennen. Er hätte sich sehen lassen können.

Als er mit seiner Mustering des Bildes fertig war, nahm er seine eigentliche Aufgabe wieder auf und begann über den Straßendamm weg die an der andern Straßenseite stehenden Häuser zu mustern. Er war nämlich auf der Wohnungssuche. Die Götter waren mit ihm, und kaum, daß sich sein Blick auf das Haus gegenüber gerichtet hatte, so las er schon an einem über der Haustür angebrachten Zettel: „Drei Treppen hoch links ein elegant möbliertes Zimmer zu vermieten.“ Er nickte, wie wenn er zu sich selbst sagte: Hier will ich Hütten bauen. Und gleich danach ging er über den Damm und stieg die drei Treppen hinauf. Oben angekommen, war er ein wenig unwirsch, weil es eigentlich vier waren, er klingelte aber trotzdem und hatte nicht lange zu warten, bis Frau Mörhing öffnete.

„Ist es bei Ihnen?“

„Ach, wegen des Zimmers? Ja, das ist hier. Wenn Sie's sich vielleicht ansehen wollen...“

„Ich bitte darum.“

Frau Mörhing trat in ein einfenstriges Mittelzimmer zurück, das als Entree für rechts und links diente und darin nichts stand als ein einreihig besetzter Bücherchrank mit einem Vogelbauer darauf; der im Sommer gestorbene Feißig war jedoch noch nicht wieder ersetzt worden. Sonst nur noch zwei Stühle und ein weißer Leinwandstreifen als Läufer und am Fenster eine Azalie mit einer kleinen Gießkanne daneben. Alles dürftig, aber sehr sauber. Und nun öffnete Frau Mörhing die Tür, die rechts nach dem zu vermeintenden Zimmer führte. Hierher hatten sich alle Anstrengungen konzentriert, ein etwas eingeseffenes Sofa mit rotem Plüschüberzug und ohne Schutzdecke, eine Kissenartenschale, der Große Kurfürst bei Zehrbellin in Kupferstich und das Bett von schwarz gebeiztem Holz mit einer aus zahllosen Seidenstücken zusammengenähten Steppdecke. Inmitten des Tisches stand die Wasserkaraffe auf einem großen Glassteller, der beständig klapperte.

Der schöne Mann mit dem Vollbart sah sich um, und da er wahrnahm, daß die beiden Dinge fehlten, gegen die er eine tiefe Aversion hatte, Öldruckbilder und Schutzdecken, war er sofort geneigt zu mieten, vorausgesetzt, daß er Aussicht hätte, für seine kleinen Bequemlichkeiten seitens der Wirtin gesorgt zu sehen. Gegen den bescheiden bemessenen Preis hatte er keine Einwendungen zu erheben, Portierfrage, Heizung, alles war geregelt, und er fragte eben nach dem Hauschlüssel, als Mathilde Mörhing vom Entree her eintrat.

„Meine Tochter“, sagte Frau Mörhing, und Mathilde und der schöne Mann begrüßten sich und musterten einander. Sie eindringlich, er oberflächlich.

„Ich nehme an, daß ich die Kleinigkeiten, die man so braucht, ohne viel Umstände zu machen, haben kann. Frühstück, Tee, mal ein Ei, Sodawasser — ich brauche viel Sodawasser und dem ähnliches.“

Mathilde, die wie selbstverständlich jetzt das Wort nahm, versicherte, daß man das alles im Hause habe und daß von Umständen keine Rede sein könne. So was gehöre ja wie mit dazu; das Haus sei ruhig und anständig, ohne Musik, der Wirt, ein sehr lebenswürdiger Herr, nähme keinen ins Haus, der Klavier spiele.

„Das trifft sich gut“, lächelte der Besucher; „nun, im Lauf des Tages komme ich noch mit heran und bringe einen bestimmten Bescheid.“ Und bei diesen Worten nahm er wieder seinen breitkrämpigen Hut aus weichem Filz und empfahl sich von Mutter und Tochter.

Mathilde begleitete ihn bis an die Flurtür. Als sie wieder zurückkam, hatte sich die Mutter auf das Plüschsofa gesetzt, was sie für gewöhnlich ungern tat, und strich über ein kleines seidenes Kolliften hin, darauf gelbe Sterne aufgenäht waren. „Nun, Thilde, was meinst du? Die Stube steht nun schon seit den Ferien leer, ich finde, daß die Ferien zu lange dauern, es wird Zeit, daß wir einen Mieter finden. Er will sich noch besinnen, sagt er, und uns dann einen bestimmten Bescheid bringen. Das ist so Rückzug. Das sagen alle, die nicht wiederkommen wollen.“

„Der kommt wieder.“

„Ja, Thilde, woher weißt du das? Dann hätte er doch gleich mieten können.“

„Freilich, gekommt hätte er, aber so einer sagt nie gleich Ja, der besinnt sich immer, das heißt, eigentlich besinnt er sich nicht, er schiebt's bloß so ein bißchen 'raus. Gleich Ja oder Nein sagen, das können nicht viele, und der schon gewiß nicht.“

„Gott, Thilde, du sagst das alles so hin wie's Evangelium und weißt doch eigentlich gar nichts.“

„Nein, Mutter, alles weiß ich nicht, aber manches weiß ich, und wenn ich sage: Mutter, so und so, dann ist es auch so; der kommt wieder.“

„Ja, Kind, warum soll er denn wiederkommen.“
 „Weil er bequem is, weil er keinen Ruck hat, weil er ein Schlappier is.“

„Ach, Thilde, sage doch nicht immer so was, du hast so viele Wörter, die du nicht in den Mund nehmen solltest.“

„Warum denn nicht, Mutter?“

„Weil es dir den Ruf verdirbt.“

„Ach, was Ruf, mein Ruf is ganz gut und muß auch. Ich weiß, wo Bartel den Most holt, und weil ich's weiß, paß ich auf, ich passe ganz schmählich auf, mir soll keiner kommen! Und was die paar Redensarten sind — Gott, Mutter, die laß man ruhig, da halte ich mich dran fest, die tun mir wohl, und wenn ich so höre, daß einer immer so fromm und faul drum rumgeht, da wird mir ganz schlimm.“

„Ganz schlimm — das is nun auch wieder so. Na, rede wie du willst, ändern kann ich dich doch nicht. Du hast immer deinen Willen gehabt von klein an, und Vater hat immer gesagt: 'Laß man, die wird gut, die frißt sich durch.' Ja, so hat er gesagt, aber wenn's man wahr is. Und warum hat er denn keinen Ruck — ich meine den Herrn, von dem du sagst, er wird schon wiederkommen. Und warum wird er denn wiederkommen?“

„Du siehst auch gar nichts, Mutter. Hast du denn nicht seine Augen gesehen und den schwarzen Vollbart und ordentlich ein bißchen kraus — so viel mußt du doch wissen, mit solchen ist nie was los. Ich will dir was sagen: so ganz hat es ihm nicht gefallen, es hat ihm auch nicht mißfallen, und weil Wohnungsuchen und Treppensteigen langweilig ist und einem Mühe macht, so denkt er bei sich: eine Wohnung ist wie die andere, und ruhig is es und kein Klavier und die bunte Steppdecke . . . Warum soll ich da nicht mieten? Und ich will dir auch sagen, wie er nun seine Zeit hinbringt. Von Suchen und Sichumtun is gar keine Rede, dazu is er viel zu bequem. Er ist nur hinübergegangen nach dem Bahnhof, da ist er ein deutsches Beefsteak oder auch bloß eine Zauersche und trinkt ein Kulmbacher dazu und dann geht er nach dem Café Bauer, und wenn ihm das schon zu unbequem is, denn er geniert sich nicht gern und sitzt nicht gern gerade, was man da doch muß, dann geht er nach den Zelten und trinkt seinen Kaffee und sieht zu, wie sie Stat spielen oder Schach, und schmunzelt so ganz still vor sich hin, wenn ein reicher Budifer mit seinem Wagen vorfährt und seinem Pferd ein Seidel geben läßt . . . Und wenn er damit fertig is, dann schlendert er so durch den Tiergarten hin bis an den Schiffbauerdamm, und dann kommt er über die Brücke und steigt die drei Treppen 'rauf und mietet . . . Ich will keinen Zeißig mehr im Bauer haben, wenn es nicht so kommt, wie ich sage!“

Mathilde behielt recht. Ob der junge Mann in den Zelten gewesen war, entzieht sich zwar der Feststellung, aber so viel ist sicher, daß er zwischen Fünf und Sechs wieder oben bei Mörhings die Klingel zog und mietete. „Meine Sachen stehen noch auf dem Bahnhof hier drüben, hier ist mein Schein. Sie können vielleicht jemand 'rüberschicken und sagen lassen, daß ein Kofferträger oder ein Dienstmann sie herüberbringt. Ich will noch einen Freund besuchen, und wenn ich wiederkomme, hoffe ich alles vorzufinden.“

Frau Mörhing versprach alles. Als er fort war, sagte Mathilde: „Siehst du, Mutter, wer hat recht? Du wirst auch noch hören, daß er in den Zelten war.“

Die Sachen kamen, ein Koffer und eine große Kiste, und als Mutter und Tochter die Kiste bis dicht ans Fenster geschoben, den Koffer aber auf einen Kofferständer gehoben hatten, zogen sie sich in ihr an der linken Seite des Entrees gelegenes Wohnzimmer zurück.

Es sah sehr ordentlich darin aus und auch nicht ärmlich. Vor dem hochlehnen Kissensofa lag ein Teppich mit Rosenmuster, und neben dem Stehspiegel mit dem Riß in der Mitte standen zwei Ständer, in die eine rote und eine weiße Geranie gesetzt waren. Auf einem Mahagonischrank prangte ein Musikbüfett, neben dem Schrank an der Wand eine Hängegetagere

mit Perlentickerei. Der weiße Ofen war blank, die Messingtür noch blanker, und zwischen Ofen und Tür an einer Längswand, dem Sofa gegenüber, stand eine Chaiselongue, die vor kurzem erst auf der Auktion eines kleinen Gesandten erstanden worden war und nun das Schmuckstück der Wohnung bildete. Daneben ein ganz kleiner Tisch mit einer Pendeluhr darauf, die einen merkwürdig lauten Schlag hatte.

Mathilde stellte sich vor den Spiegel, um sich den Scheitel etwas glatt zu streichen, denn ihr Haar war sehr dünn und hatte eine Neigung, sich in Streifen zu teilen. Mutter Mörhing aber setzte sich auf das Sofa gerade aufrecht und sah nach der Wand gegenüber, wo ein Pifferaro auf einem Felsen saß und seinen Dudelsack blasend, einfältig und glücklich in die Welt guckte. Mathilde sah im Spiegel, wie die Mutter so still und aufrecht dafas, und sagte, ohne sich umzudrehen:

„Warum sitzt du nun wieder auf dem harten Sofa und kammst dich nicht anlehnen. Wozu haben wir denn die Chaiselongue?“

„Na, doch dazu nicht.“

„Freilich dazu, und es war noch dazu gar kein Geld, und nun denkst du gleich, du ruinierst sie und sitzt ein Loch hinein. Ich hab' es mir geipart und habe mich getreut, als ich dir's aufbauen konnte.“

„Ja, ja, Thilde, du meinst es gut.“

„Und Rückenschmerzen hast du immer und klagst in einem fort. Und doch willst du nie darauf liegen. Und wenn du noch recht hättest, aber es ruiniert nicht, und wovon sollte es auch, du wiegst ja keine hundert Pfund.“

„Doch Thilde, schaden kann's ihr doch.“

„Und wenn auch, je eher das Ding eine kleine Zirkute hat, desto besser. So sieht es bloß da wie geliehen und als gaulten wir uns, uns darauf zu setzen. Und so schlimm ist es doch nicht, wir haben ja doch unser Auskommen und bezahlen unsere Miete mit dem Glockenschlag. Und dann haben wir ja doch noch mein Sparbuch. Also warum machst du dir's nicht bequemer? Es sieht auch viel besser aus, wenn man so merkt, es ist in Dienst. Der Spiegel ist alt und das Sofa ist alt. Da darf die Chaiselongue nicht so neu sein, das paßt nicht, das stört, das ist gegen's Ensemble.“

„Gott, Thilde, sage nur nicht so was Französisches, ich weiß dann immer nicht recht, was es heißt. Zu meiner Zeit, da war das alles noch nicht so, und mein Vater wollte von Schule noch nichts wissen . . . Na, du weißt ja, wohin man guckt, immer hapert es. — Sieh doch mal hier seine Karte: 'Hugo Großmann', das verstehe ich, aber nun kommt sein Titel, oder was er is', und da weiß ich nicht. Was soll das heißen?“

„Cand. jur. — das heißt, daß er Kandidat ist.“

„So, so, na, das is gut, dann is es ein Prediger oder wird einer.“

„Nein, Prediger nicht, dieser is' bloß ein Rechtskandidat, das heißt soviel als wie, er hat ausstudiert und muß nun sein Examen machen und wenn er das gemacht hat, dann ist er ein Referendarius. Er ticktack jetzt so hin und her zwischen Student und Referendarius.“

„Na, wenn er nur bleibt. Glaubst du, daß er bleibt?“

„Natürlich bleibt er.“

„Ja, du bist immer so sicher, Thilde. Woher willst du wissen, daß er bleibt?“

„Ach, Mutter, ich sage dir ja, du siehst nichts. Wo der mal sitzt, da sitzt er, der is bequem, und eh' der wieder auszieht, da muß es schon schlimm kommen, und schlimm kommt es bei uns nicht. Wir sind artig und manierlich und immer gefällig und laufen alle Gänge und sehen bloß, was wir sehen wollen.“

„Glaubst du, daß er . . .?“

„O Gott bewahre, der is wie Gold. Mit dem kann man drei Tage und drei Nächte fahren, einen so Anständigen haben wir noch gar nicht gehabt, und dann mußt du bedenken, er is vorm Examen, und wir haben kein Klavierspiel. Auf dem Hof

das bißchen Leierkasten, das hört er nicht, und ich will dir noch mehr sagen, Mutter: der bleibt nicht bloß, der bleibt auch lange, denn sehr anstrengen wird er sich nicht, er sieht so recht aus: „Kommst du heute nicht, so kommst du morgen, und vielleicht morgen auch noch nicht.“

Hugo Großmann, der noch keinen Schlüssel hatte, war drei Minuten vor Zehn nach Hause gekommen und hatte für alles, was ihm angeboten wurde, gedankt. Er sei sehr müde und die ganze vorige Nacht unterwegs gewesen. Mutter Mähring, die sich noch einen Augenblick im Entree zu schaffen machte, hörte noch, daß er das Streichhölzchen strich, und sah den Lichtschimmer, der gleich danach unter der Tür weg bis in das Entree fiel. Dann hörte sie, daß er sich die Stiefel mit einem raschen Ruck auszog, wie einer, der schnell ins Bett will und keine Minute später.

Der nächste Tag war so schön wie der vorige. Mährings waren Frühaufsteher, und heute waren sie schon um Sechs aus den Federn, weil sie doch nicht wissen konnten, ob ihr Mieter nicht ein noch größerer „Frühauf“ war.

„Ich glaube nicht, daß er ein Frühauf ist, aber man kann doch nicht wissen, und in der ersten Nacht schlafen viele so unruhig.“ Es war wohl schon Acht, als Mathilde dies äußerte, und eine Weile später setzte sie hinzu: „Du sollst sehen, Mutter, der hat einen Bärenschlaf, um den brauchst du dir die Nacht nicht um die Ohren schlagen, und von Weckeraufziehen ist nun schon gar keine Rede mehr. Na, mir ist es recht, wenn erst Winter ist, schlaf ich auch gern aus und warte lieber mit meinem Kaffee. Bloß, daß man um Acht nur die ausgefuchten Semmeln kriegt.“ Mit diesen Worten stand sie auf und sah nach der kleinen Pendeluhr, auf der es schon ein paar Minuten über halb Neun war. „Mutter, ich werde doch wohl klopfen müssen. Ich hatte ihn so auf neun Stunden taxiert, aber nun sind es schon zehn und einhalb — was meinst du?“

„Versteht sich, es kann ihm ja auch etwas passiert sein.“
„Gewiß kann es, aber es wird wohl nicht.“

Um ein Uhr trat der neue Mieter bei Mährings ein und sagte, daß er nun zu Tisch gehen wolle. Sie brauchten sich mit seinem Zimmer nicht zu übereilen; er würde vor Sieben nicht wieder da sein, und wenn jemand käme, möchten sie sagen: erst um Acht. Damit empfahl er sich sehr artig, und als er aus dem Hause trat, sahen ihm Mutter und Tochter vom Entreesfenster aus nach.

Als sie das Fenster wieder geschlossen hatte, sagte die Mutter: „Es ist eigentlich ein sehr hübscher Mensch. Ich wundere mich, daß er noch so ein halber Student ist. Am Ende irrst du dich doch, Thilde, er muß doch nahe an Dreißig sein.“

„Ja, aussehen tut er so, da hast du recht. Aber das macht der schwarze Vollbart und weil er so breit ist. Aber glaub' mir, er ist nicht über Sechszwanzig. Und der Vollbart macht es auch nicht mal. Er ist bloß faul und hat kein Feuer im Leibe. Das sieht denn so aus, als ob einer alt wäre, bloß weil er schläfrig ist, und sentimental ist er auch.“

„Ja, das wird er wohl“, sagte die alte Mähring, aber doch so, daß man hören konnte, sie dachte nichts bei „sentimental“ und wollte bloß nicht widersprechen.

Eine Stunde später hatte Mathilde das Zimmer zurechtgemacht, während die Mutter sich in der Küche beschäftigte. Man war übereingekommen, sich jeder ein Segei zu spendieren, dazu Bratkartoffeln. Als der Tisch gedeckt und zu den Bratkartoffeln der Extrateller mit den zwei Segeiern aufgetragen war, war auch die Tochter mit dem Zurechtmachen des Zimmers fertig, und beide setzten sich zum Essen.

„Bist du zufrieden, Thilde?“ sagte die Alte und wies auf die Eier.

„Ja!“ sagte Thilde, „ich bin zufrieden, wenn ich sehe, daß du sie beide isst, und wenn ich sehe, daß sie dir schmecken, denn du gönnst dir nie was, und davon magerst du auch so ab. Kartoffeln ist was ganz Gutes, aber viel Kräfte geben sie nicht, ich werde dich nun wieder besser verpflegen, und wenn wir gegessen haben, gieß ich dir eine Tasse Tee auf. Er hat nicht mal seinen Zucker verbraucht und auch nicht weggepackt, man sieht an allem, daß er ein anständiger Mensch ist. Aber nun nimm und is, Mutter!“ Und sie legte der Alten vor und patßelte ihr die Hand.

„Ja, du bist gut, Thilde . . . Wenn du nur einen guten Mann kriegst.“

„Ach, laß doch.“

„Nein, ich denke immer daran, und warum auch nicht? Wie du da vorhin vor dem Spiegel standest, von der Seite bist du doch beinah' hübsch.“

„Laß doch, Mutter, ich weiß schon Bescheid. Das mit dem Gemmengesicht mag ja wahr sein, und ich glaube selbst, daß es wahr ist, aber ich kann doch nun mal nicht immer von der Seite stehen.“

„Brauchst ja auch nicht. Und dann am Ende: du hast die gute Schule gehabt und die guten Zeugnisse, und wenn Vater länger gelebt hätte, dann wärst du jetzt Lehrerin, wie du es gewollt hast. Manche sind so sehr fürs Gebildete. Wie hast du's denn bei ihm gefunden? Alles in Ordnung und anständig? Ein ganz Armer kann er nicht sein. Der Koffer ist von Leder und beinah' ohne Holz und Pappe. Das haben immer bloß solche, die guter Leute Kind sind.“

„Ganz recht, Mutter, das stimmt, da sind wir mal einig. Und so ist es auch mit ihm. Guter Leute Kind muß er sein, auf der Kommode lagen auch die Schnupftücher und die wollenen Strümpfe, du mußt es dir nachher ansehen, alle ganz gleich gezeichnet. Auch die Strümpfe. Nicht bloß mit Wolle, alle mit rotem Zeichengarn. Er muß eine sehr ordentliche Mutter haben oder Schwester. Denn eine andere macht es nicht so genau. Und die Stiefel auch in Ordnung, er muß aus einer guten Ledergegend sein, das sieht man an allem, und hat auch eine Zuchtenbriefmappe, schön gepreßt; ich rieche Zuchten so gern. Und die Bücher alle sehr gut eingebunden und sehen auch alle so sonntäglich aus, als ob sie nicht viel gebraucht werden. Nur sein Schiller steckt voller Lesezichen und Eselsohren. Du glaubst gar nicht, was er da alles hineingelegt hat: Briefmarkenränder und Zwirnsfäden und abgerissene Kalenderblätter. Und dann hat er englische Bücher dastehen, das heißt übersehte, die muß er noch gelesen haben, es sind so viele Ausrufungszeichen und Kaffeeflecke und an mancher Stelle steht ‚famos!‘ oder ‚großartig!‘ oder irgend so was . . . Aber nun werde ich dir den Tee aufbrühen, du hast doch noch kochend Wasser?“

„Versteht sich, kochend Wasser ist immer.“

Und damit ging Thilde hinaus und kam nach einer Minute zurück. Es war dasselbe Tablett und dieselbe Teefanne, daraus der Zimmerherr seinen Morgentee genossen hatte.

„Es ist ein rechtes Glück, daß er Tee trinkt“, sagte Thilde und goß der Mutter und dann sich selbst eine Tasse von dem neuen Aufguss ein. „Kaffee, das schmeckt dann nach dem Trichter, aber vom Tee schmeckt das zweite eigentlich am besten“; und während sie das sagte, zerbrach sie zwei Zuckersüßchen in viele kleine Teile und schob das Schälchen der Mutter hin.

„Nimm doch auch, Thilde.“

„Nein, Mutter, ich mag nicht Zucker, aber du bist für süß und nimm nur immer ein bißchen in den Mund, ich freue mich, wenn es dir schmeckt, und wenn du wieder dick und fett wirst.“

„Ja, ja,“ lachte die Alte, „du meinst es gut. Aber dick und fett, Gott, Thilde, wo soll das herkommen!“

(Fortsetzung folgt.)



Eine Gewissensfrage.
Gemälde von J. Martin.

Photogravüre im Verlag von H. Schuster in Berlin.

Die Funkentelegraphie und ihre Fortschritte.

Von Dr. B. Donath.

Durch die Verhandlungen der Internationalen Konferenz für drahtlose Telegraphie sind die Blicke aller Gebildeten von neuem auf eine der seltsamsten Entdeckungen gelenkt worden, auf eine deutsche Entdeckung, der in praktischer Bedeutung sich keine an die Seite stellen läßt, außer etwa diejenige der Röntgenstrahlen. Wer hätte es sich träumen lassen, daß einmal das in aller Stille des Laboratoriums gemachte Experiment unseres großen Physikers Heinrich Herz, zu fast unheimlicher, gespenstischer Größe angewachsen, die Welt beherrschen würde? Wer hätte auch nur ahnen können, daß einmal die Wellen und Strahlen elektrischer Kraft ein Riesenskapital darstellen könnten, um dessen Genuß sich Millionen streiten, ein wissenschaftliches Vermächtnis, dessen wirtschaftlicher Besitz das Streitobjekt zwischen ganzen Völkern auf Jahre hinaus abgeben wird? Das gelehrte Experiment zulezt ein Gegenstand der Diplomatie? Ein seltsamer, ein ganz einziger Fall in der Tat, eine Entwicklung der Dinge, denen auch die kühnste Phantasie hilflos gegenübersehen muß. Und wir sind doch erst am Anfang!

Das Schlagwort „Funkentelegraphie“ ist heute in aller Mund, und doch, wie wenige wissen sich darunter irgend etwas Greifbares vorzustellen. Man kann es ihnen wahrhaftig nicht übelnehmen. Der Aufbau der gewöhnlichen Telegraphie mit ihrem ganz sicheren Drahtweg zwischen beiden Stationen ist so bekannt und selbstverständlich, daß uns eine drahtlose und also anscheinend weglose Telegraphie wie ein schlechter Aprilscherz vorkommen muß. Aber wir gehen eben von einer ganz falschen Vorstellung aus; lassen wir doch einmal die alltägliche elektromagnetische Telegraphie ganz fort, und wenden wir uns zunächst einem Versuch zu, der scheinbar mit unserem Problem gar nichts zu tun hat.

Vor uns steht eine gewöhnliche Stimmgabel auf ihrem Resonanzkasten. Wir schlagen sie mit einem Hämmerchen an und sehen sie schwingen. Aber wir hören sie auch schwingen. Die vibrierenden Stimmgabelzinken wühlen die Luft auf, wie ein Steinwurf das Wasser, und ihre Stöße pflanzen sich von Luftteilchen zu Luftteilchen nach allen Seiten durch den Raum fort. In außerordentlich kurzer Zeit wird auch unser Trommelfell erreicht und durch die einfallenden Luftverdichtungen im Tempo der Stimmgabel rhythmisch bewegt. Das ist eine Arbeitsübertragung in eigentlicher Bedeutung, und die durch die Luft eilende Schallwelle ist eine Trägerin der Energie.

Die Tonhöhe der Gabel wächst mit ihrer Schwingungszahl; im übrigen hat aber jede Gabel — wie überhaupt jeder klingende Körper — eine ganz bestimmte Tonhöhe und Schwingungszahl, die sich nicht ändert, solange sich zwei Dinge nicht ändern: die Masse und die Elastizität. Mithin kommt jedem Schwingungssystem eine von diesen Größen abhängige Eigenschwingung zu.

Denken wir uns einmal zwei Stimmgabeln von ganz gleicher Eigenschwingung, also dem gleichen Ton, in einiger Entfernung voneinander aufgestellt, so wie es unsere erste Abbildung zeigt. Gegen die Zinken der Stimmgabel B lehnen wir ein kleines,

leichtes Pendel, und dann schlagen wir kräftig gegen die Stimmgabel A. Sofort beginnt das Pendelchen an der andern Stimmgabel zu tanzen und deutet dadurch eine schwingende Bewegung ihrer Zinken an. Wirklich ein merkwürdiger Vorgang. Die Gabel A wurde angeschlagen und die Gabel B gerät in Schwingungen. Also wiederum eine Arbeitsübertragung, eine Arbeitsübertragung durch die Luft von einer Gabel zur andern; wenn wir so wollen, eine akustische Telegraphie mit Luftwellen. Aber eine Bedingung ist dabei, und der schöne Versuch gerät durchaus nicht immer. Wenn nämlich die Gabeln auch nur eine Benignität gegeneinander vereinigt sind

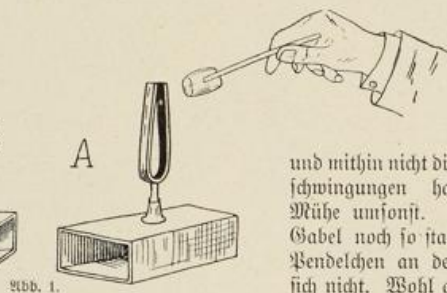


Abb. 1. Arbeitsübertragung von einer Stimmgabel auf die andere.

und mithin nicht die gleichen Eigenschwingungen haben, ist alle Mühe umsonst. Man mag die Gabel noch so stark schlagen, das Pendelchen an der andern rührt sich nicht. Wohl geht die Wellenenergie nach allen Seiten in den Raum und trifft ganz sicher die zweite Gabel, aber diese weist alles stolz zurück, was nicht ihrer innersten Eigenart entspricht. Wahrhaftig, über dieses Phänomen der „Resonanz“, in dem tote physikalische Apparate zur Individualität erwachen, könnte man ganze Bände schreiben.

Aber was hat alles dies, so wird man fragen, was hat alles dies, so interessant es auch sein mag, mit der Funkentelegraphie zu tun? Nur noch einen Augenblick Geduld. Es gibt nämlich auch elektrische Stimmgabeln, natürlich nicht etwa gewöhnliche Stimmgabeln mit elektromagnetischem Antrieb, sondern Apparate, in denen die elektrische Ladung hin- und herschwingt, ähnlich wie die Masse der akustischen Gabel. Diese zunächst rätselhafte Andeutung ist folgendermaßen zu verstehen.

Man kann eine Leidener Flasche mit ihrem äußern und innern Metallbelag als einen elektrischen Ansammlungsapparat ansehen. Verbindet man in bekannter Weise den innern Belag mit einer Elektrifiziermaschine, so ist jedenfalls in wenigen Augenblicken der elektrische Ladungszustand innen anders als außen. Derartige Unterschiede haben, wie auch sonst alle Druckunterschiede,

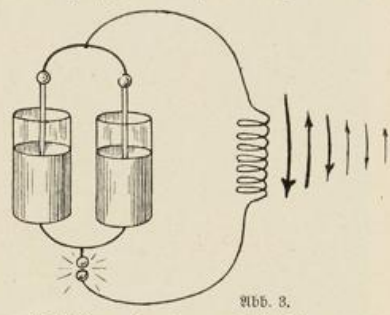


Abb. 3. Entstehung langsamer elektrischer Schwingungen.

stets das Bestreben, sich auszugleichen, und sie tun es auch, wenn ihnen Gelegenheit dazu geboten wird. Denken wir uns nun einmal den äußern Belag einer geladenen Flasche mit einem Draht verbunden und diesen, wie es die zweite Abbildung zeigt, dem Metallknopf des inneren Belags genähert, dann bricht sich die elektrische Ladung gewaltsam Bahn, und es kommt zu einem Ausgleich mit der Begleitercheinung eines hellen, knallenden Funkens. Dieser Funke ist nichts anderes als die leuchtende Brücke aus Metalldämpfen, über die hin die elektrischen Massen stürzen, und wie dieser Ausgleich im

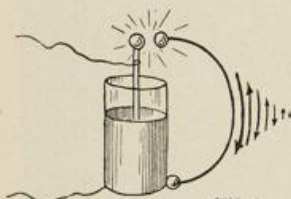


Abb. 2. Entstehung schneller elektrischer Schwingungen.

besonderen zustande kommt, ist überaus interessant. Während nämlich unser Auge den Ausgleichsfunken im geringen Bruchteil einer Sekunde wahrnimmt, ist die elektrische Ladung durch den Verbindungsdraht vom äußern Belag zum innern und umgekehrt in rasendem Lauf ein paarmal hin und her gestürzt und erst allmählich zur Ruhe gekommen wie ein angestoßenes Pendel. Nur, daß der ganze merkwürdige Schwingungsvorgang, den wir durch eine Reihe an Stärke und Länge abnehmender Pfeile gekennzeichnet haben, sich im Bruchteil einer tausendstel Sekunde vollzieht. Bei jeder neuen Aufladung und jedem neuen Funken wiederholt sich dieses Spiel.

„Elektrische Schwingungen“, das sind die Zauberkünftler der Funken-telegraphie. Haben wir zuviel gesagt, wenn wir von einer elektrischen Stimmgabel sprachen? Ganz gewiß nicht, denn wir werden sofort zeigen, daß es auch hier ohne weiteres gelingt, die Schwingungszahl in weiten Grenzen beliebig zu ändern und so einen ganz bestimmten elektrischen „Ton“ (um im Bild zu bleiben) zu erzeugen,

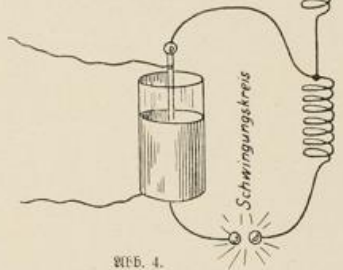


Abb. 4. Schwingungskreis mit Sendedraht.

einen Ton allerdings, zu dessen direkter Wahrnehmung wir keinen Sinn besitzen und von dessen Dasein und Höhe wir nur auf Umwegen etwas erfahren können. Nimmt man nämlich statt der einen Leidener Flasche mehrere (Abb. 3) und wickelt den Entladungsdraht spiralförmig auf, so erfolgen die Schwingungen weit langsamer; Anzahl der Flaschen und Anzahl der Drahtwindungen spielen hier die gleiche Rolle wie bei der akustischen Stimmgabel Elastizität und Masse.

Sobald nun eine solche elektrische Stimmgabel in Tätigkeit tritt, geschieht etwas ganz Merkwürdiges: ringsherum im Raum wird es lebendig, nach allen Seiten eilen Wellen, mit unfassbarer Geschwindigkeit — 300 000 Kilometer in der Sekunde — breiten sie sich aus und lassen die Wirkung der Schwingungen selbst auf große Entfernungen hin verspüren. Freilich ist hier nicht die plumpe Luft Trägerin der Wellenarbeit, sondern ein überaus feiner, ja wir können sagen: für unsere Begriffe unendlich feiner Stoff, der Weltäther. Schade nur, daß wir diese Ätherwellen elektrischer Kraft mit keinem unserer Sinne wahrnehmen können; wir würden auch von ihrem Dasein nie etwas erfahren haben, wenn nicht Heinrich Herz uns gezeigt hätte, daß sie wiederum fähig sind, an identischen Systemen — denken wir an die beiden Stimmgabeln — elektrische Schwingungen hervorzurufen und sich durch ein mikroskopisches Funkenspiel zu verraten. Die empfangende elektrische Stimmgabel sieht dann nicht anders aus als die sendende, sie besteht ebenso wie diese aus der entsprechenden Anzahl Leidener Flaschen, der Funkenstrecke und dem Entladungsdraht.

Und doch fehlt diesen Stimmgabeln noch etwas Wesentliches: sie haben keine Resonanzlasten. Ohne Resonanzlasten schwingt eine Gabel wohl, aber sie klingt nicht, d. h. das eigentlich Sendende ist der Resonanzlasten. Wie mag nun wohl ein Resonanzlasten für elektrische Schwingungen aussehen? Wirklich mehr als einfach. Es ist nichts anderes als ein Draht, den man dem Schwingungskreis anhängt. Blickt der Leser auf unsere Abbildung 4, so hat er bereits eine kleine, alle physikalisch wesentlichen Teile enthaltende Sendestation für drahtlose Telegraphie vor sich, und er sieht deutlich, in

welcher Art der Resonanzlasten — in der Technik die „Antenne“ genannt — sich dem Schwingungskreis anfügt. Schwingen die elektrischen Massen, so teilen sich die Schwingungen der Antenne mit — wobei selbstverständlich nicht die Antenne selbst schwingt, sondern eben nur die Elektrizitätsteilchen in ihr — und von hier aus wird die Ruhe des Äthers aufgestört. Ätherwellen elektrischer Kraft durchziehen den Raum, und wo sie ein gleichgestimmtes System mit Antenne und Schwingungskreis treffen, da erzeugen sie wiederum elektrische Schwingungen und diese ihrerseits winzige Fünkchen an der Funkenstrecke. Da man nach Belieben lange oder kurze Zeit andauernde Schwingungen auf der Sendestation erzeugen kann, so ist damit die Grundlage für eine elektrische Verständigung „ohne Draht“ gegeben.

Dies ist das nackte physikalische Prinzip der „Funken“telegraphie, so genannt nach dem Entladungsfunken, der Begleitererscheinung elektrischer Schwingungen. Wie wundervoll ist es doch. Man hat gesagt, das „gefunkt“ Wort (sit venia verbo) gehe in alle Winde und sei vogelfrei. Jeder könne es abfangen. Aber das ist doch nur bedingungsweise richtig. Nur der kann es abfangen, der einen gleichgestimmten Apparat besitzt; eine kleine Änderung an unseren Leidener Flaschen, ein paar Windungen mehr oder weniger im Schwingungskreis, und mit dem Abfangen ist es vorbei.

Nicht immer war es so. Marconi, dem wir die erste praktische Bewertung der Herzischen Versuche verdanken, fing sonderbarerweise mit dem Resonanzlasten an. Erst später haben Braun, Slaby, Arco u. a. den Schwingungskreis mit Leidener Flaschen hinzugefügt. Zugleich erkannte man auch die ungeheure Bedeutung des Resonanzprinzips für die Funken-telegraphie. Unsere modernen Stationen sind wahre Wunder der Abstimmung und in physikalischer Beziehung auch in sich so prachtvoll harmonisiert, daß man aus dem Staunen und Bewundern gar nicht herauskommt.

Doch treten wir einmal einer alles für das unmittelbare Verständnis überflüssigen Beiwerks entkleideten Sendestation näher, wie wir sie in unserer fünften Abbildung schematisch skizziert haben. Am Meeresstrand liegt ein kleines Häuschen; in ihm erkennen wir unschwer unsern Schwingungskreis mit Funkenstrecke und Leidener Flaschen wieder. Sobald wir auf einen Zaister (linkerhand) drücken, so ladet ein von einer Dynamomaschine gespeister Transformator die Leidener Flasche, und diese entlädt sich wiederum in rascher Funkenfolge und gibt zu elektrischen Schwingungen Veranlassung. Am Schwingungskreis hängt, durch eiserne Türme gestützt, ein riesiger Antennenfächer. Von hier aus gehen die elektrischen Wellen über Land und Meer. Sie treffen auf den gleichartigen Antennenfächer eines Schiffes und lösen dort die telegraphischen Zeichen aus.

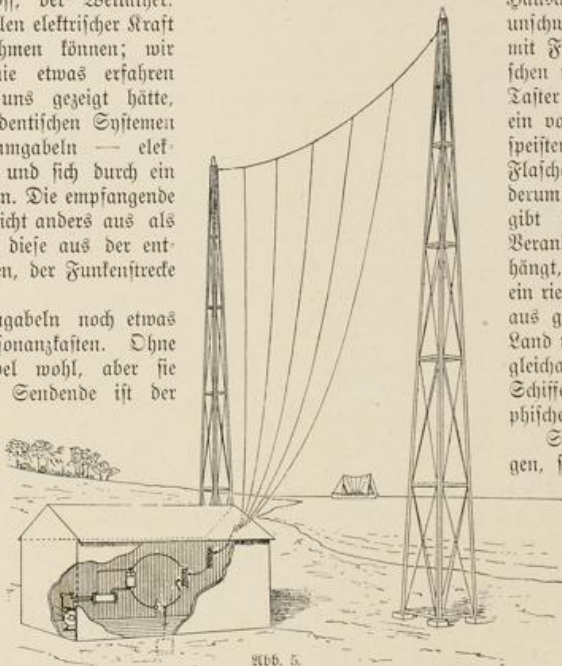


Abb. 5. Schematischer Aufbau einer Sendestation für Funken-telegraphie.

Soll eine Station auch empfangen, so muß sie ihren Antennenfächer auf die Empfangsapparate (in unserer Zeichnung fortgelassen) umschalten können. Hier berühren sich zwei große Industriezweige, die Starkstrom- und die Schwachstromtechnik. Während man nämlich die Sendeparate so kräftig wie möglich macht,

um weit in den Raum wirken zu können, gestaltet man naturgemäß die Empfangsapparate so fein und zart, wie es eben nur unsere mit allen Hilfsmitteln ausgerüstete Feinmechanik vermag. Es ist erstaunlich, was Wissenschaft und Technik hier geleistet haben, welche eine Ansammlung von Können und von Erfahrung in diesen Dingen steckt. Die alte, nur auf wenige Meter wirksame Hertz'sche Empfangsfunkstrecke ist durch den Kohärer, jenes wundersame Instrument ersetzt, das uns das Eintreffen elektrischer Wellen noch auf viele Hunderte, ja Tausende von Kilometern sicher nachweist. Schon drängt sich eine Reihe neuer noch feinfühligere Wellennachweiser hervor, um dem Kohärer den Rang streitig zu machen. Man hat gelernt, die Wellenzeichen abzuhören oder sie gar in bleibende Morsezeichen zu verwandeln. Eine ungeheure Arbeit ist in wenigen Jahren geleistet worden. Dabei ist alles ins Gigantische gewachsen. Wer seine Hertz'schen Versuche recht gut kennt und heute eine der deutschen Meilenstationen in Norddeich oder Nauen betritt, kennt sich nicht mehr aus. Das sind keine Telegraphenstationen mehr, das sind Fabrikanlagen mit Antennen aus vielen hundert turmhohen Drähten. Hunderte von mannshohen Leidener Flaschen sind zu großen Batterien zusammengefügt, Dynamomaschinen sausen, und wenn telegraphiert wird, dann erschüttert die zischende und prasselnde Funkstrecke das ganze Gebäude in seinen Grundfesten. Doch alles dies ist den Lesern der „Gartenlaube“ schon an anderer Stelle einmal geschildert worden.

In dieser völlig anspruchslosen und nur ganz allgemeine Gesichtspunkte streifenden physikalischen Plauderei sei es uns noch gestattet, einer neuesten Entdeckung Erwähnung zu tun,

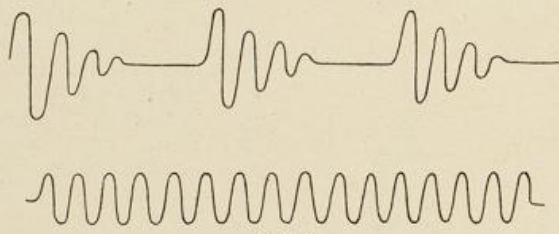


Abb. 6.
Gedämpfte und ungedämpfte Schwingungen.

die voraussichtlich für die Funkentelegraphie von größter Bedeutung werden kann. Die Feinheit der Abstimmung und damit die Aufrechterhaltung eines geregelten Verkehrs zwischen korrespondierenden Stationen leidet vorzugsweise unter der starken Dämpfung der Wellen. Bei jeder Funkentladung klingen die Schwingungen sehr rasch ab, wie wir es schematisch in der oberen Zeile der sechsten Abbildung zur Darstellung gebracht haben. Die Sendestation gleicht also einem schlechten Redner, der den Anfang der Worte mit unnötiger Energie hinausschmettert, um die Stimme auf der Endsilbe bis zur Unhörbarkeit sinken zu lassen. Könnte man eine gleichmäßige, ungedämpfte Schwingung erzeugen, nicht so, wie sie der Klavierhammer, sondern wie sie der Violinbogen auf der Saite hervorbringt, dann wäre für die Anregung und feinste Abstimmung der Empfangsstation ungeheuer viel gewonnen. Es würde in der Tat gelingen, nahe zu jede fremde Einmischung auszuschalten.

Dies Problem erscheint durch die Entdeckung des Dänen Poulsen, das eine an Stelle der Funkstrecke benutzte, in einer Wasserstoffatmosphäre brennende Bogenlampe ungedämpfte Schwingungen liefert, gelöst. Wir dürfen mit höchster Spannung den weiteren Nachrichten hierüber aus der Praxis entgegensehen.

Wie wird sich die Funkentelegraphie in Zukunft entwickeln? Darüber kann man jetzt nicht einmal etwas mutmaßen. Es ist schwer, Prophet zu sein, wenn man ständig die kühnsten Erwartungen durch die Tatsachen überholt sieht. Wo Wissenschaft und Technik Hand in Hand gehen, wird es keine Schranken geben, und der Menschengeist wird nimmer rasten und ruhen, wenn es gilt, das Gute durch das Bessere zu ersetzen.

Ein neues Jugendbuch.

So viel unter dem Feldgeschrei: „Erziehung zur Kunst“ auch gesündigt worden ist, so viel Torheiten und Übertreibungen der von Ellen Key gepredigte Kultus des Kindes auch im Gefolge gehabt hat: auf einem Gebiet haben diese Bestrebungen nur Gutes gewirkt: auf dem Gebiet der Jugendliteratur.

Besteht man die Berechtigung einer besonderen Jugendliteratur überhaupt zu — und man muß es wohl, da es nicht möglich ist, den Strom der Zeit rückwärts zu dämmen und eine in über hundert Jahren gewordene Entwicklung wieder aus der Welt zu schaffen — so kann man sich ehrlichen Herzens des Aufschwungs freuen, den diese Literatur in neuerer Zeit genommen hat.

Man braucht nur das, was dem kindlichen Lesehunger vor dreißig Jahren noch als Nahrung geboten ward, mit den Büchern zu vergleichen, die heute für die Jugend geschrieben werden, um diesen Aufschwung zu würdigen. War früher das Schlechteste für die Kinder „gut genug“, da man den hohen, erzieherischen Wert der Kunst für die Jugend nicht begriff, so wird heute von dem Besten das Beste zusammengetragen, und die Künste wetteifern miteinander, diese Jugendbücher zu schmücken.

Jedes Weihnachtsfest bringt wertvolle, literarische Jugendgaben, und auch diesmal liegt ein Buch bereit, das nicht nur den Jubel der Kinder, sondern auch das Entzücken der Eltern erregen wird, da es an Inhalt wie Ausstattung etwas ganz Besonderes bietet. Es ist die „Woche für die deutsche Jugend“, das Ergebnis des letzten Preiswettstreits der „Woche“, das nach Monaten sorgfamer Arbeit nun im Druck vorliegt.

Ein starker Band im rotbraunen Gewand der „Woche“, doch seinem Charakter als Jugendbuch gemäß auf dem Umschlag mit Emblemen des Märchens geschmückt, stellt die „Jugendwoche“ in ihrer glücklichen Mischung von Erzählung, Lied, Märchen, belehrenden Aufsätzen usw. eine wahre Fundgrube für den kindlichen Geist dar, eine nie versiegende Quelle der Unterhaltung und des Genusses.

Man spürt: hier lag ein solcher Reichtum an Material vor, daß nur für das Beste Raum geschaffen werden konnte. In der Tat sind im Lauf des Jahres nicht weniger als 14000 Beiträge eingegangen — was das heißen will, wissen nur jene stillen, ungenannten Helfer, die die erste große Arbeit des Sichtens und Prüfens zu leisten hatten. Und daß die Auswahl die rechte war, dafür bürgen die Namen der Preisrichter: Viktor Blätigen, Otto Ernst, Professor Dr. Karl Krebs, Professor Dr. Alfred Lichtwark, Dr. Max Moeller, Professor Dr. Wilhelm Rein, Clara Richter und Dr. Heinrich Seidel.

Die „Woche für die deutsche Jugend“ wendet sich an keine bestimmte Altersklasse, sie umfaßt die ganze selige Jugendzeit und befriedigt die kindliche Spiel- und Märchenlust der ganz Kleinen ebenso wie den anspruchsvolleren Geschmack, die Lesebegierde der schon Heranwachsenden, sie trägt der knabenhaften wie mädchenhaften Art in gleicher Weise Rechnung. Nach dem Wort: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen, läßt sie in buntem Wechsel Spiel und Ernst, Prosa und Poesie sich folgen und wirkt deshalb immer wieder wie neu, so oft die jungen Augen sich auch in das Buch vertiefen mögen.

Otto Ernst, der feinsinnige Humorist der Kinderstube, hat recht, wenn er in seinem reizenden Vorwort behauptet, daß in dem Buch „Lust und Zeitvertreib für sieben Jahre und 37 Millionen Kinder“ stecken, und sein Seufzer der Erleichterung, daß die „Jugendwoche“ die Langeweile aus der Kinderstube verbannen und darum der Schreckensfrage: „Was soll ich nun spielen?“ ein für allemal vorbeugen werde, wird ein vielfaches Echo auf Vater- und Mutterlippen wecken.

Das müßten ja keine rechten Kinder sein, die nicht schon unter dem Pflaster mit in die Ohren gestopften Zeigefingern und mit glühenden Baden über dem Buch hockten, die nicht versuchen würden, solche hübsche Theaterstücke, wie die mit dem ersten Preis aus-

gezeichnete köstliche Gerichtsverhandlung „Die Pfauenfeder“ von Georg Sauer, auch wirklich darzustellen, die Räffel und Scherzfragen zu lösen und die melodiosen Musikeinlagen zum Geburtstag des Vaters, der Mutter heimlich einzustudieren.

Und wie viel Anregung für den jungen Physiker bieten nicht die vorgeführten Experimente, wie glücklich sind nicht die belehrenden Artikel auf geschichtlichem, naturwissenschaftlichem und geographischem Gebiet dem kindlichen Verständnis angepaßt. Da ist nichts von der trockenen Nüchternheit, dem pedantischen Moralisieren, darin man sich früher so oft vergriff, die dem jugendlichen Leser oft das Interessanteste und Liebste verleiteten.

Ein frischer, froher, natürlicher Ton lebt in dem Buch, eine festliche, freudige Stimmung, die sich dem Leser mitteilt. Und wenn es ein Prüfstein für den künstlerischen Wert eines Jugendbuches ist, daß auch Erwachsene es mit Genuß und Interesse lesen können, so darf die „Jugendwoche“ auf den Titel eines Kunstwerks Anspruch machen, denn sie fesselt von der ersten bis zur letzten Seite und gewährt auch dem verwöhnten und kritischen Geschmack eine reine Freude durch die Fülle und Güte der Texteinlagen und die Schönheit der Bilder, die verschwenderisch zwischen dem Text verteilt sind.

Von der Art und dem künstlerischen Wert der das Buch schmückenden Bilder gibt unsere heutige Kunstbeilage einen Begriff.

Klara Hensels liebliches Landschafts- und Stimmungsbild spricht nicht nur zu den Augen, sondern auch zu der Phantasie und zum Gemüt der jungen Beschauer, und neben ihr haben Künstler wie Hanns Anter, Walthar Caspari, Ernst Liebermann, Franz Müller-Münster, usw. dazu beigetragen, daß der jugendliche Geschmack an echten Kunstwerken sich heranbilden könne, um einst mit Verständnis zu genießen, was die Kunst aller Zeiten an Schönem und Herrlichem geschaffen hat.

Welch ein Schatz in Mutterhänden ist dieses Buch, das mannigfache Anleitung gibt, lange Regen- und Winternachmittage für die ungeduldige Jugend kurzweilig zu machen, kleine Finger mit allerlei hübschen Spielen zu beschäftigen und in die jungen Seelen plaudernd und erzählend manches Samentorn einzusäen, das später aufgeht und Früchte trägt!

Mit der Kunst des Lesens erschließt sich dem Kind eine neue Welt, und gewaltig sind die Eindrücke, die da mit einem Male die junge Seele bedrängen. Es ist eine heilige Elternpflicht, diese erste geistige Nahrung der Kinder zu überwachen, dafür zu sorgen, daß es durch das Lesen nicht „Schaden nehme an seiner Seele“.

Eine Reihe guter und wertvoller Jugendbücher haben die letzten Jahre Eltern und Kindern beschert — die „Woche für die deutsche Jugend“ ist das neueste und eines der besten dieser Bücher.

A. B.

Abend . . .

Wilder Stürme Wüten
Ist verstummt im Raume,
Große schwere Blüten
Tücken wie im Traume.

Ferne tiefe Glocken,
Blauer Nebelstreif,
In den schwarzen Locken
Blickt ein Sterneneif.

Und die Nacht steigt nieder
Von der Hügel Rund,
Leise, süße Lieder
Wachen auf im Grund,

Singen alle Schmerzen,
Allen Kummer ein,
Weiße Altarkerzen
Lohen still und rein. —

Breiten ringsum Frieden,
fern mit güld'nem Rand
Winkt nun allen Mäden
Das gelobte Land. —

Eugen Stangen.

Aus dem Torfmoor.

Von Prof. Dr. Max Haushofer.

Wer durch den Norden oder durch den Süden des deutschen Vaterlandes quer hinfährt, dessen Auge streicht manchmal stundenlang über einsie, traurige, einformige Landschaften. Flächen, oft unübersehbar lang und breit, sind es, manchmal rotbraun, manchmal grün von Farbe. Häufig glänzen Tümpel darin, die, von weitem gesehen, silbern schimmern; kommt man aber näher hinzu, so zeigt sich ihr Gewässer von dunkler Farbe. Aus dem flachen Boden ragen ab und zu Gruppen von Bäumen und Büschen; es sind manchmal hochstämmige Kiefern, Nichten, auch Eichen und Erlen, mitunter niedriges, knorriges Krummholz. Die Ansiedlungen in diesen Landschaften sind arm und spärlich: graue Holzhütten, durch deren Fugen der Wind streicht, kümmerliche Behausungen armer Kolonisten. Selbst die Tiere, die man in dieser Landschaft sieht, sehen armselig und verwahrlost aus: kleine struppige Pferde und magere kurzhörnige Kühe. Es ist, als seien diese Tiere durch Verkümmern entartet oder aus Mangel an kräftiger Nahrung in ihrem Wachstum zurückgehalten worden. Und wie die Ansiedlungen und die Tiere, sind Weg und Steg: schlecht und vernachlässigt. Nur die qualmende Lokomotive, die in der Ferne ihren Wagenzug donnernd dahinreißt, freut sich der schnurgeraden Bahn, die ihr hier gezogen werden konnte. An den Rändern der Ebenen, erst wo wieder Hügelland anfängt, zeigen sich Dörfer mit weißen Häusern in Obstbaumhainen. Vergebens späht der Blick in diesen Flächen nach dem feineren Geripp der Erde; es ist verschwunden, bedeckt unter einem dichten braunen Filzgewebe, das die Natur in der Arbeit vieler Jahrhunderte darüber gelegt hat: unter dem Torf.

Melancholisch ist das Landschaftsbild des Torfmoors überall. Am anmutigsten erscheinen noch die Torfmoore am Rand der Alpen, weil sie hier unterbrochen werden durch breite, hell bligende Seespiegel, durch die rasch hineilenden Alpenströme mit ihren weißen Kiesbetten und durch zahlreiche bewaldete oder schön bemattete Erhöhungen, die sich oft inselgleich aus den freudlosen Flächen erheben; und weil auch das Auge einen prächtigen Gegensatz zu ihnen in den blauen, fröhlich geschwungenen Formen der Hochgebirgskette findet.

Freilich sind auch die süddeutschen Torfmoore nicht so ausgedehnt wie die norddeutschen; denn jene haben zusammen einen Flächeninhalt von nur etwa zwanzig geographischen Quadratmeilen, während sich die Ausdehnung der nordwestdeutschen allein auf 120—150 Quadratmeilen erstreckt.

Die süddeutschen Torfmoore finden sich größtenteils auf der bayerischen Hochebene südlich der Donau, weniger in Württemberg und Baden; die norddeutschen in Oldenburg, Hannover und im ganzen Tiefland bis ostwärts zur russischen Grenze. Unter den deutschen Torfmooren, die zusammen eine Fläche von rund einer Million Hektar bedecken, sind besonders berühmt das Burtanger Moor im Emsgebiet, 280 000 Hektar umfassend, und das Erdinger Moor bei München mit 23 000 Hektar.

Möser, Filze, Brüche oder Fehne (Veene) nennt die Volkssprache diese Landschaften, deren Bodengefaltung, Pflanzenwelt, Gewässer und Bewohnerchaft überall einen gleichförmigen Stempel tragen: Dürre, Einformigkeit, Armut und ein gleichförmiges Braun des Erdbodens; tief, tief hinab eine Decke, aus Verwesung gesponnen.

Nehmen wir ein Stück dieser Decke in die Hand, zunächst aus ihrer obersten Schicht. Es ist ein bräunlicher Klumpen, der aus nur wenig vermoderten Pflanzen, aus Moos, Heidekraut und Wurzelfasern sich zusammensetzt. Die einzelnen, locker ineinander versilzten Bestandteile sind deutlich sichtbar. Das ist Fasertorf. Moostorf nennt man die leichteste Gattung, die sich nur wie welkes dicht zusammengeballtes Moos anfühlt und, wenn entzündet, mehr glimmt als flammt. Der Moostorf ist als Brennmaterial nicht zu gebrauchen; ebensowenig wie die sogenannte Bunkerde, eine dünne schlechte Erdschicht, die das Torflager oben bedeckt. Der Fasertorf wird anderwärts auch Rasentorf genannt. Greifen wir tiefer in den braunen Grund nach einer zweiten Probe. Der Klumpen ist schwerer, dunkler; er macht den Eindruck stärkerer Vermoderung. Ihn heißt man Sumpf- oder Modertorf. Der Sumpftorf wird, wo er sich so mit Wasser vermischt, daß er einen dunkelbraunen Brei bildet, auch Baggertorf genannt. Und eine Probe aus den tiefsten Gründen oder aus den ältesten Mooren zeigt sich schwarzbraun, steinern, fast wie Braunkohle anzusehen. Wo sie der Spaten durchschneidet, hat sie wachsartigen Glanz; die Pflanzenreste, aus denen sie besteht, sind kaum mehr zu erkennen. Dies nennt man Pechtorf oder Spektorf; er sprüht im Feuer am meisten Hitze, wiegt am schwersten. Auch Hage- torf wird er genannt.

Aller Torf entsteht durch Verwesung von Pflanzen. Aber diese Verwesung muß unter bestimmten Verhältnissen vor sich gehen, wenn sich Torf bilden soll.

Zunächst sind es bestimmte Pflanzenarten, die zumeist als torfbildend erscheinen: Moose, Sphagnen, Algen, Eriken; auch Sumpf- und Wasserpflanzen. Wo die Verrottung eintritt, können ihrem eigenartigen Prozeß auch solche Pflanzen und Pflanzenteile unterworfen werden, die für gewöhnlich nicht zu ihr neigen. Je nach dem Vorkommen einzelner Pflanzengattungen bei der Entstehung der Torfmoore scheidet man letztere in Moostorf, Heidetorf, Sumpftorf, Waldtorf oder Meeretorf.

Es ist aber noch eine Bedingung erforderlich, wenn verwitternde Pflanzen Torf werden sollen. Die Verwesung darf nur eine langsame Verrottung sein, kein vollständiger Verwesungsprozeß. Die Torfbildung findet nur statt, wenn die torfbildenden Pflanzen unter möglichstem Ausschluß von Luft vermodern können, weil der Sauerstoffgehalt der Luft sie rasch einem völligen Verbrennungsprozeß zuführen würde. Möglicherweise kommt auch die säulnisverhindernde Wirkung mancher Pflanzen Säuren bei der Torfbildung zur Geltung. Ein Abschluß der Luft aber findet vor allem statt durch stehende Gewässer. Wo demnach die Bodengestaltung muldenförmig ist und als Untergrund der Mulden undurchlässige Bodenschichten lagern, so daß kein genügender Wasserabfluß aus den Mulden stattfindet, füllen sich diese zuerst mit Wasser durch Regen, Schnee und durch den Zufluß von Bächen und Flüssen. Auf der Oberfläche der stehenden Gewässer und an ihrem Rand wachsen Algen, Moose, Sumpfpflanzen, Wassergräser und Binjen. Stirbt diese Pflanzenwelt ab, so bedeckt sie nach und nach den Boden der Mulde und bildet eine Schicht von Moder, auf der im Lauf der Jahrhunderte immer neue Schichten sich lagern. Da die obersten Schichten und das Wasser zusammen die unteren Schichten gegen die verwitternde Wirkung der Luft abschließen, können diese Schichten nur langsam verrotten; sie werden zu jener Masse, die man Torf nennt. Zerlegte Pflanzenstoffe geben ihm seine eigentümliche braune Färbung; eine braune Farbe haben in der Folge auch die Gewässer der Torfmoore. Gegenstände, die in diesen Gewässern versinken, werden von der Torfschicht bedeckt und eingeschlossen und können durch die Einwirkung von Pflanzensäuren viele Jahrhunderte hindurch erhalten werden.

So hat man in Lincolnshire und bei Hasleben in Thüringen gut erhaltene Leichen aus Torfmooren gegraben; Kleiderreste und Schmuckstücke an ihnen zeigten, daß diese Leichen seit

den Tagen der römischen Eroberung in ihrem braunen Pflanzengrab lagen. Auf der Cimbrischen Halbinsel und in Scandinavien wurden uralte Wikinger Schiffe aus Torfmooren gegraben, auch in Südbayern hob man schon alte Schiffe aus dem Torf. In diesen Fällen und in manchen anderen geben solche Funde deutliche Aufschlüsse über das Alter der Torflager. So wissen wir, daß manche Torflager in geschichtlicher Zeit entstanden, während andere, in denen sich die Kadaver und Skelette vorweltlicher Tiere fanden, weit älter, manche sogar so alt sind, daß sich wieder Gebirgsschichten über sie hingelagert haben.

Eine schauerliche geschichtliche Erinnerung knüpft sich an eine weibliche Mumie, die, mit Haaren an einem Pfahl befestigt, aus einem jütischen Torfmoor gehoben ward. Man vermutet in ihr die Reste der unglücklichen norwegischen Königin Gunhilde, die im Jahre 965 von König Harald Blaatand nach Dänemark gelockt und dann im Torfmoor versenkt worden ist.

Unter Umständen kann die Torfbildung sehr rasch vonstatten gehen. Gräben, die man in Torfmooren gezogen hatte, füllten sich manchmal schon nach Jahrzehnten mit jungem Torf, und zwar in Schichten bis zu anderthalb Metern Mächtigkeit. Der Nachwuchs an Torf ist je nach Lage und Beschaffenheit des Lagers sehr verschieden. Bei manchen Mooren wächst alljährlich eine Schicht von 12 bis 15 Zentimetern zu; bei anderen weniger oder gar nichts. So kann man auf das Alter eines Torflagers nur einigermaßen schließen, wenn man seine Mächtigkeit und den jährlichen Zuwachs kennt. Die mächtigsten Moore haben eine Tiefe von 16 Metern. Abbauwürdig sind Torflager bei günstiger Abfuhrgelegenheit schon, wenn sie 40 bis 60 Zentimeter mächtig sind, sonst erst bei 1 bis 1½ Metern.

Außerlich bieten die Torfmoore insofern gewisse Verschiedenheiten des landschaftlichen Eindruckes, als manche von ihnen mit Ackertrüme, Sand oder Lehm überlagert sind und selbst hochstämmige Bäume tragen; andere bilden nasse Sümpfe und tragen eine bunte Decke wildwachsender Pflanzen; wieder andere sind völlig von Wasser bedeckt.

Unter ganz besonderen Verhältnissen kann sich Torf auch bilden an Stellen und aus einer Pflanzenwelt, die sonst nicht zur Torfbildung neigen. So findet man ausnahmsweise in Südbayern Torflager aus vermodertem Urwald bestehend; anderwärts zeigen sich auch im Hochgebirge selbst an solchen Stellen, die nach mehreren Seiten hin den Wasserablauf gestatten, eigentümliche Moorbildungen. An den Gottesackerwänden in den Algäuer Alpen finden sich Torfmoore, die mehr als anderthalbtausend Meter über der Meeressfläche erhoben sind.

Die Verschiedenheiten der chemischen Bestandteile des Untergrundes wirken auf das Wesen der Torfmoore insofern ein, als Moore auf tonigen Mulden ein anderes Landschaftsbild zeigen als die Moore auf kalkreichen Kieslagern. Erstere nennt die Wissenschaft Hochmoore, letztere Wiesenmoore, auch Grünlandsmoore oder Niederungsmoore.

Den Hochmooren verleiht eine Moosgattung (Sphagnum) ihre rötliche Oberfläche, auf der sich häufig zwerghafte Wäldchen von knorrigen Fegföhren finden. Die Hochmoore werden bis zu 15 Metern mächtig. Sie entstehen, indem der Torf in einem an mineralischen Nährstoffen armen, stehenden Gewässer sich bildet. Ist die Torfbildung bis über Wasser vorgeschritten, so siedeln sich auch andere genügsame Pflanzen auf dem Torf an. Die Oberfläche der Hochmoore ist gewöhnlich sanft gewölbt. Diese Wölbung erreicht beim Dövelsmoor (Teufelsmoor) bei Bremen in der Mitte elfenhalf Meter Höhe. In Süddeutschland heißen die Hochmoore Filze. Die Wiesenmoore haben eine grüne Färbung der mit sauren Gräsern bekleideten Oberfläche; sie zeigen als Baumwuchs meist hochstämmige Kiefern und Birkengruppen. Ihre Mächtigkeit beträgt nur ein bis vier Meter. Die Wiesenmoore, in Süddeutschland Rösser genannt, bilden sich gern an den Ufern oder im Überschwemmungsgebiet fließender Wasser oder in geschlossenen Becken mit mineralhaltigem Wasser. Wertvoller ist der Torf der Hochmoore.



Walter Raleighs Kindheit.

Gemälde von J. E. Millais.

Ernst und melancholisch im Landschaftsbild, sind die Torfmoore auch in der Werkstatt des Menschengeschlechts ein freudenarmer Boden. Gemieden von der menschlichen Ansiedlung, arm an Tieren und einförmig in ihrer Pflanzenwelt, bieten sie nichts als mächtige Lager aufgehäuften Brennstoßs.

Die Verwendung des Torfs als Brennmaterial reicht unzweifelhaft bis in die Zeiten des grauesten Altertums zurück. In waldarmen Gegenden von Mittel- und Nordeuropa mußten die frühesten Ansiedler notwendig sich der Torffeuerung bedienen, wenn sie überhaupt den Winter überdauern wollten. So erzählt ja auch schon Plinius von den alten Chauken, daß sie Erde brannten, um an ihren Flammen zu kochen und sich zu erwärmen.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber mußte die Benutzung des Torfs als Brennstoff örtlich ganz beschränkt bleiben. Der Transport war — mit Ausnahme jener Strecken, wo er mit Fluß- und Kanalschiffahrt besorgt werden konnte — zu teuer; so konnte sich bloß die in unmittelbarer Nachbarschaft der Torfmoore wohnende Bevölkerung des Torfs bedienen. Und unter diesen Verhältnissen mußte natürlich auch die Torfgewinnung und die Torfverwertung bei den rohesten und wohlfeilsten Formen der technischen Prozesse stehen bleiben. Die günstigste Gelegenheit für technische und landwirtschaftliche Verwertung der Torfmoore bot sich dort, wo die Beschaffenheit des Geländes und Wasserreichtum gestatteten, die

Landschaft mit zahlreichen kleinen Schifffahrtskanälen zu durchziehen, die die Abfuhr des Torfs möglich machen. So bei der holländischen Veenkultur.

Mit der Einführung der Eisenbahnen wurde die Sache anders. Der Torf wurde transportfähig, die Spürkraft der Technik warf sich auf ihn, und in wenigen Jahrzehnten konnte sich eine eigentliche Torfindustrie gestalten.

Soll die Torfgewinnung in größerem Umfang und in vollkommener Weise erfolgen, so muß in den meisten Fällen eine Entwässerung der Moorströcken stattfinden. Häufig sind ja die Torfmoore so sumpfig, daß sie die arbeitenden Menschen, ihre Gerätschaften und Fuhrwerke nicht zu tragen vermögen. Den Anfang der Arbeiten bildet ein Nivellement der Fläche, um ihr Gefäll zu erkunden. Die übergroße Wassermenge, die zwischen dem Pflanzengewebe der Torfdecke sitzt, wird durch Abzugsgräben vermindert, die das Wasser nach benachbarten Teichen, Bächen oder Flüssen ableiten. Hierzu ist ein strahlen- oder netzförmiges System von Gräben erforderlich, die in einen Hauptentwässerungsgraben einmünden. Ist diese einfache Art der Entwässerung nicht anwendbar, so muß man zu der kostspieligeren Entwässerung durch Wasserhebe- und Maschinen greifen.

Sobald die Entwässerung so weit vorgeschritten ist, daß das Torflager nur noch etwa 70 bis 80 Teile Wasser enthält, beginnen die Arbeiten der eigentlichen Gewinnung. Will man

einen nachhaltigen Betrieb einführen, so darf nicht mehr Torf gestochen werden, als ständig nachwächst. Die Gewinnung selbst, entweder durch Hand- oder durch Maschinenarbeit, kann in jedem Jahr nach dem Ende der Spätfröste ihren Anfang nehmen.

Die Arbeiten bei der Gewinnung des Handtorfes sind sehr einfacher Art, er wird einfach mit eisernen Spaten aus seinem Lager herausgestochen.

Die Werkzeuge, deren sich die Torfstecher bedienen, wie die Größe der einzelnen Torfstücke (Soden) und die Methoden der Arbeit sind in den verschiedenen Torflandschaften nicht ganz gleich; sie richten sich nach der Beschaffenheit des Torfs, nach seiner verschiedenen Mächtigkeit und Feuchtigkeit. Überall aber geht dem eigentlichen Stechen die Arbeit des Abräumens voraus, d. h. die Oberfläche des Moores wird je nach ihrer Beschaffenheit auf eine größere oder geringere Tiefe entfernt, bis der eigentliche Torf bloßliegt. Das zu bearbeitende Feld wird durch gerade und senkrecht auf einander treffende Linien eingeteilt, und die Stecher gehen an ihre Arbeit. Gewöhnlich wirken kleine Gruppen von Arbeitern zusammen, indem die Stecher die losgetrennten Torfstücke, die in den verschiedenen Gegenden Deutschlands als Käse, Wasen, Soden oder Seder bezeichnet werden, einem auf dem Rand des Stiches stehenden Arbeiter, dem „Sezer“ zuwerfen, der sie auf einen Karren lädt, auf dem sie nach dem Trockenfeld gefahren und daselbst aufgeschichtet werden. So kann eine gewisse Arbeitsteilung durchgeführt werden. Hierbei sind die Stecher immer männliche Arbeiter; zu den etwas leichteren Arbeiten des Auffammelns und Aufsichtens werden häufig auch Weiber verwendet.

Nach der räumlichen Anordnung des Abstechens unterscheidet man den Reihentisch, den Treppen- oder Staffeltisch und den Kullistentisch.

Durch das Ausstechen entstehen Gruben mit senkrechten Wänden; auf dem Boden dieser Gruben sammelt sich schwarzbraunes Wasser an, das weggeschöpft werden muß.

Schwieriger werden die Arbeiten, wenn der Wasserzufluß so bedeutend ist, daß man den Torf unter Wasser stechen muß. Hierzu wendet man größere, eigentümlich konstruierte Spaten an, mit denen bis aus einer Tiefe von acht Metern Torf unter dem Wasser gestochen werden kann. Dies bedarf geübter Arbeiter; die so gewonnenen Stücke sind beträchtlich größer und werden erst hernach von besonderen Arbeitern in kleinere Stücke zerteilt.

Das Aufsichten zum Trocknen setzt sich aus mehreren Tätigkeiten zusammen. Gewöhnlich werden 15 Stück des frisch gestochenen Torfs auf einen Karren geladen und nach der Trockenstelle gefahren, wo der Inhalt jedes Karrens zu einem Häufchen zusammengelegt wird, dergestalt, daß zwischen den einzelnen Stücken die Luft hindurchstreichen kann. In manchen Torfstichen pflegt man den Torf auch in Zylinderform um eingeschlagene Pfähle aufzuschichten. Schreitet das Trocknen fort, so wird der Torf wiederholt in andere Haufen umgelagert.

Durch das Trocknen schwinden Gewicht und Umfang des Torfs sehr bedeutend. Bei manchen Torfarten verringert sich sogar der Raumgehalt bis auf den dritten, selbst vierten Teil. Der Wassergehalt, der beim frischen Torf 70—90 v. H. des Gewichts beträgt, ist im lufttrocknen Zustand nur noch 25—30 v. H. Im Freien trocknet der Torf binnen vier bis zehn Wochen genügend aus. Eine besonders sorgfältige Behandlung stellt ihn zum Trocknen unter Dach.

In manchen Gegenden ist der Torf so naß und flüssig, daß er mit dem Reiz gezogen und hernach entweder in größere Trockenstätten gebracht oder in ziegelähnliche Formen getrichen werden kann. Je nach der Art der Gewinnung unterscheidet man demnach Stich-, Streich-, Tret-, Bad- und Baggertorf.

Der so gewonnene Hand- oder Rohrtorf ist ein zwar wohlfeiles, aber sehr mangelhaftes Produkt. Ein ihm auch bei sorgfältiger Trocknung verbleibender Wassergehalt vermindert seinen Heizwert; er enthält bei großem Umfang nur eine

geringe Wärmemenge, was bei größeren Feuerungsanlagen sich als nachteilig und kostspielig erweist; sein Transport ist wegen der geringen Heizkraft bei großem Umfang teuer, und wegen seiner Brüchigkeit entstehen überdies beim Transportieren und Umladen beträchtliche Materialverluste.

Diese Nachteile haben dazu geführt, daß man anfangs, auf maschinemäßigem Weg aus dem Rohrtorf ein leistungsfähigeres und besser transportables Fabrikat zu verfertigen, den Kunstturf oder Maschinenturf.

Dieses Fabrikat ist entweder durch eine künstliche Trocknung hergestellt (Darrturf), oder es wird trocken oder naß durch Maschinenkräfte künstlich gepreßt (Preßturf); auch hat man Schlemmturf durch Zermahlen, Zerreiben und Schlemmen hergestellt. Die Methoden der Fabrikation sind ziemlich mannigfaltig, je nachdem man dabei auf eine mehr oder weniger vollendete Umgestaltung des Rohproduktes ausgeht; die vollkommensten, aber selbstverständlich auch teuersten Methoden, die den eigentlichen Maschinenturf liefern, zerstören zuerst die natürliche Struktur des Torfs, mischen ihn sodann zu einer möglichst gleichartigen Masse und bringen diese entweder mit oder ohne Wasserzufluß in Formen. Durch solche Behandlung kann der Torf bis zu einer Verdichtung gebracht werden, die ihn der Steinkohle ähnlich macht. Ein solcher Turf enthält nur noch 25 v. H. Wasser.

Im allgemeinen scheint die Gewinnung wie die Verwertung des Torfs noch manchen Fortschritt zuzulassen. Und ein solcher kann nur erwünscht sein, wenn man erwägt, wie ausgedehnt die Landstrecken sind, die in unserm deutschen Vaterland darauf angewiesen sind, in diesem eigenartigen Naturprodukt ihren einzigen Reichtum zu sehen.

Während der schlechteste Turf nicht einmal als Brennmaterial, sondern nur als Streu verwendbar ist, hat man bessere Sorten schon als Hilfsmaterial für die Gerberei verwendet. Durch Verkohlung in Meilern ergibt sich eine für manche technischen Zwecke brauchbare Torfkohle. In neuerer Zeit begann man auch Teer, Photogen, Solaröl und Paraffin aus Torf zu erzeugen. Die Verwendung der Torffaser zur Papierfabrikation steht noch im Stadium des Versuchs.

Wie der Turf seiner Landschaft einen besonderen Charakter verleiht, so erstreckt sich sein Einfluß auch auf die Bevölkerung, der er Beschäftigung gibt. Die Torfgräberei ist eine einformige, kunstlose, schmutzige, aber gefahrlose Arbeit. Sie regt den Arbeiter nicht an, über Verbesserung seiner Leistung weiter nachzudenken. Wie die Tierwelt, die auf dem Torfmoor bodenständig erwächst, einformig und unscheinbar ist, so auch das Wesen der Menschen, die auf und vom Torf leben. Diese Menschen, wenn sie Generationen hindurch im Torfmoor gehaust haben, sehen aus, als seien sie aus dem Moorgrund hervorgewachsen. Sie sind entweder Torfbauern oder Torfarbeiter. Der Torfbauer müht sich ab, dem kargen Boden ein Ackerchen nach dem andern abzuräumen; nebenher gräbt und fährt er Torf. Aber er ist doch wenigstens selbst Unternehmer; er ringt auf eigene Faust mit dem freudlosen braunsaferigen Heimatboden um Erfolg. Anders der bloße Arbeiter im Torfstich.

Wie in einem großen braunen Grab sieht der Torfgräber vom frühen Morgen bis zum späten Abend, zu Füßen braunen Schlamm und einen Tümpel Wassers, an den Seiten die geradlinigen Bänke seiner Arbeitsstrecke. Tausende und aber Tausende von gleichförmigen unschönen Stücken sind das Ergebnis seiner Tagesarbeit; keines dieser Stücke interessiert oder erfreut ihn. Kommen ihm Zufälligkeiten in die Arbeit, so sind es nur ärgerliche: der Bruch oder das Herabgleiten von Trümmern oder ein altes Knochenstück, das seinem Werkzeug Widerstand leistet. Wie eine Maschine hebt er die Torfstücke auf den Karren, der über ihm oder neben ihm steht, immer die gleiche Zahl. Er sieht, wie Karren um Karren sich füllt und weggeschoben wird; aber das Gleiche sieht er seit Jahren und wird es sehen, bis er alt und stumpf geworden ist. Läßt er einmal einen Augenblick die arbeitende Schaufel ruhen, so erspäht sein Blick nichts als die schrankenlose Moorfläche, nur

unterbrochen durch unschöne weitläufige Schuppen, die mit ihren dünnen Lattenwänden aussehen wie Skelette von Häusern, und durch die kleineren und größeren Torfhaufen.

Und mittags, wenn er aus seiner Grube steigt zur largen Mahlzeit, trifft er mit seinem Weib zusammen, das unterdessen Tausende und aber Tausende von braunen Torfklumpen von den Karren gehoben und aufgeschichtet hat, während ihr Kind daneben in einem Holzwägelchen lag, um, wenn es nicht schlief, mit großen Augen bald nach den braunen Torfschichten, bald nach den fliegenden Wolken am Frühlingshimmel zu schauen. Der Sitz der Leute bei ihrer Mahlzeit besteht auch aus Torfstücken; ihre Hände sind braun und an ihrem Arbeitsgewand hängen vermodernde Pflanzenfasern; über der ganzen Landschaft breitet sich ein eigentümlicher Moorgeruch aus. Nur der Sonnenzauber des Frühlings vergoldet selbst diese Landschaft.

Reichere und schönere Aufgaben stellt das Torfmoor unternehmenden Landwirten und Kulturingenieuren, denen es vorbehalten ist, auch diesen so stiefmütterlich ausgestatteten Boden umzugestalten, daß er nach und nach zur fruchttragenden Acker-scholle wird. Der kunstlosen Brandkultur, die durch Ab-

brennen der Moore diese anbaufähig zu machen sucht und dabei die Luft über ganze Länderstrecken verpestet, sind schon seit geraumer Zeit Versuche besserer Kulturarten gefolgt. So namentlich die obenerwähnte holländische Beenkultur, die, wenn der Torf völlig abgestochen ist, auf dem Boden die vorher abgeräumte dünne Erdschicht, mit mineralischen Bestandteilen vermengt, ausbreitet und für landwirtschaftlichen Anbau nutzbar macht. Ferner die Rimpausehe Moordammkultur (Provinz Sachsen), die, für Grünlandmoore geeignet, bei Entwässerung, Befandung und kräftiger Düngung hohe Fruchtbarkeit des Bodens schafft. Erwähnung verdienen endlich die wissenschaftlich praktischen Versuche der neuesten deutschen Hochmoorkultur, die ohne Austorfung das Moor durch Entwässerung, Umhacken, Kalken und künstliche Düngung fruchtbar machen, aber auch nur mit Schiffahrtskanälen oder Feldbahnen erfolgreich sein können. Jedoch wird es noch lange währen, bis auch die letzte Strecke unserer öden Torfmoore zeigt, daß der Energie und Spürkraft des Menschen kein Winkel seiner irdischen Beekflatt zu schlecht ist, daß auch aus dem verlassenen Boden Reichtum zu wachsen vermag.

Der stille Weg.

Roman von Richard Skowronnek.

(9. Fortsetzung.)

Nach dem Fortgang der Gäste gab es auf der Duesendorfer Parkveranda eine lange Pause des Schweigens. Frau Fanny hatte eigentlich ein paar sarkastische Bemerkungen auf dem Herzen — der rührende Abschied von Herrn Schmiele's Schwester war in ihren Augen ein schauspielerisches Meisterstück gewesen — aber sie beherrschte sich, um bei der Unberechenbaren nichts zu verderben. Der Hausherr hatte nach der Zeitung gelangt, und Aliz sah wie traumverloren da, ihre Blicke hingen an den dunklen Parkbäumen weit im Hintergrund, indessen ihre ringgeschmückten Hände auf den Saiten der Gitarre leise verklingende Mollakkorde griffen. Ein Windhauch kam vom Park herüber, der auf der untersten Treppenstufe liegende Gordonssetzer stand auf, sträubte die Nackenhaare und ließ ein feindseliges Knurren hören.

Der Herr von Duesendorf erhob sich und griff nach dem an der Wand lehrenden derben Krückstock.

„Nanu, Tora? Und „Allez, Tora, sah, sah!“

Der Hund fuhr mit lautem Bellen ins Dunkle, sein Herr aber folgte ihm. „Weiß Gott, dieses plachandrige Gesindel, das sich jetzt zur Erntezeit auf der Landstraße rumtreibt. . . na, wir werden die Herrschaften schon auf den Schwung bringen, falls sie es sich beifallen lassen sollten, im Duesendorfer Park zu nächtigen.“

Aliz Prahlstorff hatte ihn zurückhalten wollen, aber es gab einen Kicker, die Stimme verlagte ihr. Jetzt wußte sie genau, wer dort unter den hohen Eichen den ganzen Abend über gestanden hatte. . . vorhin, als der seltsame Laut an ihr Ohr gedrungen war — wie ein unterdrücktes Aufschluchzen klang es, und niemand außer ihr horchte auf — hatte sie es auf ihre überreizten Nerven geschoben. Aber jetzt wußte sie den Laut zu deuten: als sie von dem zerbrochenen Klingeln sang, war er erkungen. Und ein Bangen trat sie an, daß ihr das Herz bis in den Hals hinauf klopfte. . .

„Aliz, was hast du?“ fragte Frau von Duesendorf. „Du bist ja auf einmal ganz blaß geworden?“ Und als die andere keine Antwort gab, trat sie näher auf sie zu. „Ist dir's wirklich nicht gut, oder hast du auf einmal wieder Magenjammer gefriert wegen allzufreundlicher Behandlung der Geschwister Schmiele?“

„Fanny, ich bitte dich, nur jetzt nicht sprechen!“

„Gewiß, mein Schatz, mir ist auch nicht danach zumute. . . siehst ja, ich habe die ganze Zeit geschwiegen, und es hängt

nur von dir ab, unser Gespräch auf ein paar kurze Worte zu beschränken. Also sag mir, wie du dich entschieden hast, und ich bin zufrieden, treffe danach meine Maßnahmen, und wir gehen schlafen. . .“ Als aber Aliz darauf nur mit einem Seufzer und einem Achselzucken antwortete, wurde Frau von Duesendorf ärgerlich.

„Du, Kind, liebes, es geht wirklich nicht anders, du mußt Farbe bekennen, und zwar heute noch. Die Situation hat sich so zugespitzt, daß es um Kopf und Kragen geht, nämlich für mich und meinen Alten. Du, wenn dir die Weiterentwicklung der Affäre nicht behagt, packt deine Koffer: Adieu Duesendorf! Wir aber bleiben hier sitzen und müssen uns entschuldigen, vielleicht hart um unsere Reputation sechten! Denn, versteh' mich nur recht, die kleine Leutnantsfrau aus Malbeimen, die du heute nachmittag zweimal abgewiesen hast, trug beim Abschied eine Kriegsandrohung in den Augen. Und ich habe keine Lust, mich deinetwegen, so sehr ich dir alles Gute wünsche, hier im Kreis als Heiratsvermittlerin und Komplizin der Baronin Reichner frisiert zu sehen, Abrücken auf der Kirchenbank und so weiter. Alles hat seine Grenzen, und es wird hier eine höchst reale Komödie gespielt, nicht wie auf dem Vieh-habertheater, wo man sich hinterher entschuldigen kann: „Es ist alles nur Spaß gewesen, meine Herrschaften!“

Aliz lehnte sich im Stuhl zurück und deckte die Hand über die Augen. „Fanny, wenn du eine Ahnung hättest, wie fürchterlich ihr mich alle quält!“

„Na na na, ich kenne schlimmere Qualen, als in Prahlstorff, Langenheide und Biellau wieder als Herrin einzuziehen! An der Hand von Herrn August Schmiele freilich, aber anders ist's eben nicht zu machen!“

„Fanny, was soll das heißen?“ Aliz war aufgesprungen, preßte die Hand auf die Brust.

„Daß Herr Schmiele dein väterliches Besitztum zurückkauft und Heinrichswalde dazu, und zwar in der Stunde, in der er dein Jawort hat. Und ihn kannst du ja noch eine Weile lang zappeln lassen, meinnetwegen, damit es nicht so empfindlich aussieht; aber ich, Fanny Duesendorf, muß deine geneigte Entscheidung noch heute wissen, denn, wenn du Nein' sagst, darf die für morgen angesagte Gesellschaft natürlich nicht stattfinden. Aus den oben angeführten Gründen, denn morgen abend glaubt uns natürlich kein Mensch mehr, wenn wir erklären, wir hätten nicht gewollt! . . . Also jetzt Ja oder Nein! Im letzteren Fall hätte ich nämlich heut' abend noch ein

Duzend kurze Brieflein zu schreiben, morgen früh zwei Reitknechte in den Sattel und holla! Für Maldeinen würde eine Kollektivabgabe an den Bataillonsadjutanten genügen, der kann sie ja im Parolebuch weitergeben. Also?"

„Mir Prahlstorff sah mit gequälten Augen nach dem Parkrand hinüber, von dem her das Aufschluchzen an ihr Ohr gedrungen war.“

„Fanny, ich bitte dich, laß mir Zeit bis morgen!“

Frau von Duesendorf stemmte die Fäuste auf die runden Hüften und trat ganz dicht an ihre Cousine heran.

„Schön, bon, und meinetwegen, um sieben Uhr früh werde ich bei dir anklopfen . . . sollst mir hinterher keine Vorwürfe machen dürfen, ich hätte dich in dein Unglück gedrängt. Aber jetzt beantworte mir, bitte, die eine Frage: Weshalb bist du dann vorhin, trotz deiner Migräne, heruntergekommen? Und hast mit Fräulein Schmielke zum Schluß der Entrevue diesen Fackeltanz aufgeführt, von dem du doch wissen mußt, daß er in dem Herzen ihres Bruders ganz bestimmte Hoffnungen wecken würde?“

„Mir Prahlstorff war aufgestanden.“

„Weil . . . weil . . . mein Gott, man muß doch nicht hinter jedem Wort gleich eine eigennützige Absicht wittern!“

„Na ja, und entschuldige nur, liebes Kind, aber du hast uns in dieser Hinsicht nicht gerade verwöhnt!“

„Fanny!“

„Na, was denn, liebe Mir? Und darfst du deinem Gedächtnis vielleicht ein wenig zu Hilfe kommen? Hast du vor fünf Wochen nicht aus Baden-Baden geschrieben: „Fanny, ich brauche Ruhe und Einsamkeit und sehne mich nach dir?“ Ich war ordentlich gerührt, bis ich mit einmal erkannte, worin deine Sehnsucht bestand: daß du dir nämlich nach allen auswärtigen Enttäuschungen auf den Beidritter Kehna von früher her gewisse Hoffnungen machtest. Also wozu da jetzt die Komödie zwischen uns beiden?“ Und sie griff in die Tasche, um sich auf all' den Ärger endlich wieder eine Zigarette anzustechen. Mir Prahlstorff aber ließ die Arme schlaff hinunterhängen.

„Es ist gut, Fanny, und ich verstehe! Hast ja auch recht, und ich will mich nicht verteidigen! Tage und Nächte lang müßte ich dir erzählen, wie ich in diesen letzten sechs Jahren gehebt worden bin, wie aus der stolzen Mir Prahlstorff eine so niedrig rechnende Kreatur geworden ist. Und bis auf mein Allerinnerstes müßte ich mich ausziehen, um dir zu erklären, weshalb ich wieder schwankend geworden bin . . . ein wahnsinniges Anklammern an eine allerletzte Hoffnung, vielleicht ein Aufblatzen nur, aber wenn ich zurückdenke, hab' ich keinen andern so lieb gehabt, wie ihn. Du hast es im Scherz heute früh geschrieben, aber es war lautere Wahrheit, ich habe in diesen acht Tagen stundenlang am Maldeiner Weg gestanden und auf ihn gewartet, und an jedem Morgen hab ich geweint, wenn wieder einmal die erhoffte Nachricht ausgeblieben war . . . erst als er sich fernhielt, merkte ich, wie lieb ich ihn hatte! Na, es ist gut, er ist nicht gekommen, und das vorhin war wohl nur eine Sinnestäuschung; weil ich so viel an ihn denke, bilde ich mir immer ein, er sei in der Nähe, müsse in jedem Augenblick auf mich zutreten. Also vorbei! Es geht ja auch nicht, ich kann mich nicht ändern!“ . . . Sie schluchzte laut auf und barg ihr Gesicht in den Händen. Frau von Duesendorf aber trat zu ihr und legte, schon wieder ganz verjöhnt, den Arm um ihre schlaffe Gestalt.

„Na ja, und ist schon gut, Pizel, beruhige dich doch nur. Er verdient's wirklich nicht, daß du um ihn auch nur eine einzige Träne weinst, er hat sich ja nicht einmal die Mühe genommen, ein paar Zeilen zu schreiben, sondern die Abgabe durch seine Freundin Hartung geschickt, wahrscheinlich, nachdem er mit ihr alles Für und Wider noch einmal ganz genau durchgerechnet hat. Also dein Trennungsschmerz ist höchst einseitiger Natur. Du quälst dich in Sorgen, wie er's verwinden wird, er aber trinkt seinen geruchlosen Abendschoppen im Kreis der Kameraden unter den dicken Linden im Schützen-

hof . . . Na, sind Sie morgen abend auch in Duesendorpf, Sacrow? . . . „Mein, danke, habe abgesetzt!“ Und um seinerseits das Prävenire zu spielen, fügt er vielleicht noch hinzu: „Hab' mich schon seit acht Tagen zurückgezogen, weil's mir ein wenig zu heiß wurde. Man konnte nämlich nie wissen, ob man nicht am Abend ganz unversehens mit 'nem Verlobungsring am Finger heimreiten würde“ . . .“

„Mir Prahlstorff machte sich los und schritt zur Tür.“

„Gute Nacht, Fanny!“

„Nanu, mein Kind, auf einmal? Und wo wir uns gerade so aimabel unterhalten?“

„Verzeih, ich kann nicht mehr! . . .“

Herr von Duesendorpf kehrte mit seinem Gordonsetter von dem Rundgang durch den Park zurück und hing seinen Krückstock über die Lehne des nächsten Stuhles.

„Na, die gnädigste Komtesse schon zur Ruhe gegangen?“

„Ja, und ich glaube, wir können wegen morgen abend ganz beruhigt sein.“

„Um, meinst du? Ich aber fange an zu glauben, Fannutschka, daß du mit dem Brief von heute früh . . . na eigentlich wundert's mich, daß es da drüben am Parkrand nicht heute abend geknallt hat. Vielleicht hab' ich ihn auch gestört, denn als ich den Hund anhekte, preschte er davon. Aber an seiner Bestie hab' ich ihn auf dem Weg erkannt, den guten Sacrow!“

„Sacrow?“ Und Frau Fanny blickte erschrocken zu den hohen Parkbäumen hinüber. „Aber um Himmels willen, was hat das mit meinem Brief zu tun?“

„Alles!“ sagte Herr von Duesendorpf lakonisch und steckte sich seine ausgegangene Zigarette wieder an. „Und ich will's versuchen, dir zu erklären. Nämlich: wann verlieren wir Männer den Verstand? Wenn wir nämlich merken, daß um die Dame unseres Herzens ein anderes Männchen balzt, und sie, die Holde, Wiene macht, sich zu ihm zu neigen. Ähnlich wie die Birzhähne . . . wartet ja oft genug mit draußen auf der Balz, und hast gesehen, wie die Kerle sich benehmen, wenn auf hundert Schritte Entfernung ein anderer zu schleifen anfängt.“

„Ja um Gottes willen, weshalb hast du all diese Weisheiten heute früh für dich behalten, als ich dir den für Herrn von Sacrow bestimmten Brief zu lesen gab?“

„Weshalb? Weil heute früh deine Idee, die Sache à deux chevaux zu fahren, sehr praktisch und vernünftig war. Inzwischen aber hat sich die Situation eben gründlich geändert!“

Frau Fanny ging mit aufgeregten Schritten auf und ab. „Was macht man da nur, was macht man da nur?“

Herr von Duesendorpf gähnte herzhaft. „Na, für heute mal gar nichts mehr, geliebtes Herz, denn ich bin rechtschaffen müde, und morgen wird für mich früh Tag. Es scheint trotz des klaren Himmels fast gar kein Tau gefallen zu sein — übermorgen gib't's todtsicher Regen, vielleicht auch morgen abend schon, na, und da werd' ich eben von Sonnenaufgang an Roggen einfahren lassen, sogar die Kutschpferde müssen 'ran, denn jedes trockene Fuder ist bar Geld. Was aber diese Herzensangelegenheiten betrifft, die nehmen ihren Gang auch bei Regenwetter!“

„Duesendorpf, so gleichgültig kannst du sprechen, wenn es sich vielleicht um ein Menschenleben handelt?“

„Ja, liebe Fanny, wenn es sich um ein so schlappes, nutzloses handelt nämlich! Weißt ja, wie ich darüber denke. Einem Kerl, der sich um ein Frauenzimmer umbringen will, dem würd' ich meinen letzten Groschen zu 'nem Strick schenken: Da, fahr' hin! Im übrigen hab' ich dir ja meine Meinung gesagt, es ist nicht zu ängstlich. Der Herr von Sacrow lebt ja noch, und einige der „Sittenrichter“, die über uns zu befinden hätten, haben ebenfalls einige Butter auf dem Kopf! Na, Gute Nacht, Fannutschka. Wenn du allein weiter debattierest willst, hab' ich nichts dagegen, ich für mein Teil geh' schlafen!“

Herr von Duesendorpf „sagte“ schon längst in tiefen, ebenmäßigen Tönen, Frau Fanny aber, auf die sonst das



Der Wildhändler.

Gemälde von Rudolph Simmer.

abendliche Schnarchkonzert des Gatten wohlthätig einschläfernd wirkte, wälzte sich noch lange ruhelos auf ihrem Lager. Wehe, wenn der arme Kerl von Sacrow wirklich eine Verzweiflungstat beging und ihr Brief bei ihm gefunden wurde! Und das geliebte Hippopotamus war ja nicht dabeigewesen, als diese spießbüdige Frau Hartung den letzten Pfeil aus dem Köcher holte: „Danke sehr, gnädige Frau, aber Sie haben mit den Herrschaften sicherlich wichtige Geschäfte zu besprechen, und da möchte ich nicht stören!“ Also das Scherbengericht kam unweigerlich, die Mitschuld des Bataillonsadjutanten aber, auf die der Gatte rechnete, galt keinen Pfifferling. Noch dazu, wenn er, wie es den Anschein hatte, bei diesem Fräulein Schmielle abfiel. Dann schrieb er natürlich am lautesten „Haltet den Dieb!“ und wer wollte ihm beweisen, daß er mit seiner Tante Reichner kompromittierende Verabredungen getroffen hätte? All das zerrann beim Zufassen wie Wasser in der Hand, an ihnen allein aber blieb das Odium hängen: Ihr Duesendorfer habt ja eigens ein großes Gartenfest veranstaltet, um den beiden Parteien Gelegenheit zu geben, sich kennenzulernen . . . ah, pfui Teufel! Das aber hat dem armen Sacrow das Leben gekostet! . . . Und Frau Fanny wälzte ein Duzend Pläne im Kopf, um das ihrem Haus drohende Unheil abzuwenden; aber einer erschien ihr immer weniger gangbar als der andere, bis sie schließlich zu der Einsicht kam, daß ihr geliebtes Hippopotamus, das so friedlich neben ihr schnarchte, recht gehabt hatte: abwarten war das Einzige. Abwarten bis morgen früh, was die gnädigste Komtesse beschloffen hatte! . . .

Und noch eine andere im Duesendorfer Herrnhaus fand lange keinen Schlaf in dieser Nacht. Schon als sie die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufeilte, empfand sie deutlich, daß sie in diesen letzten Minuten vor ihrer Cousine Fanny eine kleine Komödie gespielt hatte. „Prahlstorff, Langenheide und Bielsau“, die drei Worte hatten einen Feuerbrand in ihre Seele geschleudert, aber was hätte Fanny wohl von ihr gedacht, wenn sie aus tiefstem Schmerz plötzlich in jubelnde Freude umgeschlagen wäre? Sein „Gesicht“ mußte man doch wahren, selbst vor den Allernächsten, zuweilen auch vor sich selbst, wenn man nicht das letzte Restchen von Selbstachtung verlieren wollte . . .

Die alte Wawerka strahlte ihr vor dem Spiegel das rotblonde Haar, focht es zur Nacht in zwei lange Zöpfe auf. „Duezinka moja kochana, geliebtes Herzchen, also haben die Karten vielleicht diesmal gelogen? Ist er nicht etwa gekommen über den weiten Weg und steht vielleicht nicht all sein Geld in dieses Haus? Und ich hab' über ihn die Stäbe geworfen, dreimal, nichts als Hochzeit, Hochzeit, Hochzeit. Oh über meine alten Augen, daß der liebe Himmel es ihnen ver-

gönnt, noch diese Freude zu schauen, mein Goldkind, mein einziges, im Schleier, und die Wawerka wird ihr die Myrten flechten! Draußen in den Tagelöhnerwohnungen steht ein Stock ganz voll Blüten, und als ich vorbeiging, hab ich gebetet: Heilige Jungfrau, hilf, daß ich sie für mein Herrenkind schneiden darf! Und die Gebenedeite hat meine Bitte erhört: es wird Hochzeit geben, Hochzeit!“

„Geh' zu Bett, Wawerka,“ sagte Mirz und stand auf, „ich will allein schlafen gehen!“

„Wie du befehlst, mein Seelchen, mein goldenes, und ich gehorche. Die Wawerka muß sich daran gewöhnen, daß diese roten Haare ein anderer liebfofen wird, wenn es auf den Abend geht, ein Herr, der von weither gekommen ist, ein Herr über viele, ein Schlachtschiz, ein Starost! Aber der Tag wird kommen, wo eine Alte wieder ein Grafenkind wiegen wird, und es rekt die Händchen nach ihr: „Wawerka!“

„Geh schlafen, Alte, und beruf nicht das Glück!“

Prahlstorff, Langenheide und Bielsau . . . Mirz musterte ihr Gesicht im Spiegel, als erwartete sie, daß ihr eine andere daraus entgegen schauen müßte. Prahlstorff, Langenheide und Bielsau, das bot der eine in seiner flachen Hand, der andere aber sah neben seiner Freundin und rechnete: Frau Annemarie, wie viel brauchen Sie bei knappster Sparsamkeit allmonatlich an Wirtschaftsgeld? . . . Oh, wie sie sie haßte, diese feindselige, schwarzhaarige Person!

Auf der andern Seite aber: sie brauchte nur die Hand auszustrecken, und alles war wie einst. Vorbei das häßliche Bild, das sie noch heute zuweilen in ihren Träumen schreckte. Der Vater faum begraben, ein schwarzgekleidetes Unpersönliches, so etwas wie ein Bankdirektor vor ihr in der Halle, in der man über dem Bild des letzten Prahlstorff einen Trauerflor befestigte . . . „Gnädigste Komtesse, aber alles steht hier unter Sequester, die Siegel sind angelegt, und es wird sich herausstellen, ob Sie hier noch irgendwie zu disponieren haben.“

. . . Gleich danach aber der gute Dieb Duesendorff: „Wein nicht, Pirel, das Sattessen werde ich von der Mäuberbande für dich schon noch heraus schlagen.“ . . . Das Sattessen . . . Und jetzt wieder durch eine Fügung des Himmels Herrin? Nicht mehr über die weiten, weiten Felder, den See, das Schloß und den Herrnhügel mit sehnsüchtigem Blick hinüberschauen: das war einmal! . . . Die Mailcoach fuhr vor wie einst, allenthalben die lustigen Gesichter zufriedener Gäste, sie aber stand als Herrin wieder auf der Freitreppe, zog lachend die Fahrhandschuhe an . . . Glanz und Freude ringsum, wohin man blickte . . . golden erglänzte ihr Haar im Spiegel . . . überall Gold und keine Sorgen mehr, keinem Wunsch mehr eine Schranke, gebieten und herrschen und glücklich sein . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die jungen Kostgänger und ihre Not.

Von Hans Ostwald.

Als ich noch als junger Goldschmiedegelle wanderte und in fremden Städten arbeitete, war das, was mir am meisten fehlte, das Heim der Eltern, in dem ich zu Hause war, in dem mir jeder Winkel gehörte und in das ich zu jeder Tageszeit einkehren konnte. Draußen aber mußte ich in Winkel unterkriechen oder mit mehreren mir, ach, so fremden Kollegen zusammen ein Zimmer bewohnen, das nur am Abend von uns betreten werden durfte und dem jeder Komfort fehlte, von andern Dingen ganz zu schweigen. Ist es da ein Wunder, wenn junge Leute Heimweh bekommen? Würde draußen eine bessere Unterkunft ihrer harren, sie würden leichter die Fremde ertragen. Hinaus aber müssen sie. Nur draußen können sie vorwärts kommen.

Was aber wartet ihrer draußen? Finden sie dort immer ein ordentliches Heim? Leider nur selten. Wohl ist in den letzten Jahrzehnten in den Großstädten und besonders in Berlin viel geschehen, um der weiblichen Jugend ein besseres Heim zu bieten, als sie es in einer Schlafstube bei fremden Leuten finden kann. Zahlreiche Mädchenheime sind entstanden; und neben ihnen bieten die Arbeiterinnenheime auch jenen Mädchen manches, die wohl ein Unterkommen haben, denen aber dies Unterkommen nichts Häusliches gibt. Sonderbarerweise ist dies alles aber nur für die weibliche Jugend berechnet. Und doch ist die männliche Jugend viel mehr allerlei Gefahren ausgesetzt. Dazu handelt es sich um viel größere Massen. Die vielen jugendlichen Verbrecher, die zahlreichen in Zwangs-

erziehung untergebrachten jungen Menschen im Alter bis zu 21 Jahren deuten darauf hin, daß es vielleicht nicht weniger notwendig ist, für jene Gruppen ein richtiges Heim zu beschaffen, als für die weibliche Jugend.

Wer selbst in jungen Jahren draußen unter fremden Menschen gelebt hat, wird wissen, wie viel Unzuträglichkeiten, wie viel Mißstände an ein solches Leben geknüpft sind. Selbst jenem, der für sich allein in einem möblierten Zimmer wohnen kann, hängen sich allerlei Kleinigkeiten an. Binden sich an ein solches Leben viel Mißstände, so häufen sich die, sobald ein junger Mensch sich als Handwerker oder Fabrikarbeiter durchs Leben bringen muß. Er ist genötigt, oft mit mehreren Personen zusammen in einem Raum zu wohnen, zu schlafen, zu essen, zu lernen und seine Erholung zu suchen. Und es wird nicht immer der Fall sein, daß alle Bewohner eines Raumes die gleichen Neigungen haben. Wehe, wenn einer lernen oder lesen will, und die andern wollen gern behern oder würfeln! So viel Gutes ein kameradschaftliches Leben junger Menschen hat und immer haben wird, ein stetes Leben in Gemeinschaft hindert viele individuelle, viele bessere Triebe, so recht ins Licht zu kommen und sich auszuwachsen.

Und viele dieser Duzendtschlafstellen sind so abseheulich, daß es unmöglich ist, dort Erholung zu finden! Da bleibt nun so einem Schlafburschen nichts anderes übrig, als sich in den Kneipen herumzudrücken. Wie diese Kneipen in den Arbeitervierteln meist aussehen, wissen wir alle. Das Schnapsbüffet ist das eleganteste und blinkendste. Und Karten, Trudelbecher und Billard sind auch stets zu haben.

Ist nun wirklich einmal das Schlafgemach erträglich, so ist der junge Arbeiter, der ja fast immer in der Fremde lebt, doch immer gezwungen, seine Mahlzeiten im Wirtshaus einzunehmen. Und das geht nie ohne Alkoholgenuß ab! Der junge Mensch wird von vornherein an eine gewisse Menge Alkohol gewöhnt, er muß sich daran gewöhnen, wenn auch sein Körper dafür leidet. Da und dort sind zwar Ansätze vorhanden, daß diese Erscheinung sich mildert. In den ja immer zahlreicher werdenden, selbst schon in größeren Mittelstädten auftauchenden vegetarischen Speisehäusern gibt es keinen Trinkzwang und auch fast nie alkoholhaltige Getränke. In den Privatmittagsstätten wird ebenfalls Essen gereicht, ohne daß man zum Trinken genötigt wird. Ebenso in den Volksspeisehallen und Volksküchen.

Ist nun auch diese Bewegung für ein billiges, alkoholfreies Essen im Fluß: die kurze halbe oder Viertelstunde, die der Arbeiter in den einfachen Räumen der Volksküche verbringt, ist nur ein Bruchteil seiner freien Zeit. Und eine geistige Anregung, einen Wegweiser für die Mußestunden gibt die Volksküche auch nicht.

All diesen Mängeln gegenüber wäre es möglich, auf den Gedanken zu kommen, daß es früher eben doch besser gewesen sei, daß früher die jungen Leute mehr im elterlichen Haus blieben. Perthes, der Gründer der „Herbergen zur Heimat“, der ja anfänglich nicht nur Herbergen für Wandergesellen, sondern auch für arbeitende Gesellen errichtet wissen wollte, berichtete schon 1855 aus Bonn, daß von den beinahe einund-einhalbtausend Besuchern nur 14 aus Bonn waren, aber 947 aus der Rheinprovinz und 57 aus dem übrigen Deutschland. Solche Verhältnisse herrschten nicht nur am Rhein, sondern auch im übrigen Reich. Perthes bedauerte, daß denen nun die Aufsicht der Verwandten und Nachbarn fehlte. Unterwegs seien die jungen Leute frei, und zu ihrem eigenen Schaden frei.

Heute läßt es sich ja nicht mehr durchführen, die jungen Leute bis zu einem bestimmten Alter im Kreis der Familie zu halten. Und auch bei den Meistern lassen sich nicht mehr alle jungen Handwerker und Arbeiter unterbringen. Was sollte das wohl werden bei der Größe mancher Betriebe! Die großen Fabrikanlagen kämen ja zu sonderbaren Rechten und Pflichten.

Dabei ist die Idee, den nicht einheimischen und familienlosen Arbeitern ein erträgliches Heim zu schaffen, in kleinen Verhältnissen schon verwirklicht. Die Bestrebungen, der weib-

lichen Jugend ein gefahrloses Unterkommen in den Mädchenheimen zu bieten, sind ja bekannt. In Berlin allein bestehen an zehn solcher Anstalten. Das größte Institut ist das Marienheim in der Vorfigstraße 5. Es besitzt alle guten Einrichtungen in sanitärer wie praktischer Beziehung, hat eine Haushaltung und eine Kochschule.

Ein Fehler aber haftet diesen Anstalten an: sie können sich nicht allein erhalten, sie bedürfen, um die Zinsen für aufgenommene Hypotheken zahlen zu können, gewisser Zuschüsse. Diese Zuschüsse werden durch Beiträge der „Mitglieder“, durch alljährlich stattfindende Wohltätigkeitsveranstaltungen und durch die Überschüsse der mit den Mädchenheimen verbundenen Hospize herbeigeschafft.

Eine ähnliche Einrichtung ist die Stuttgarter Lehrlingsherberge. Sie verfügt über nahezu 100 Betten, die wöchentlich je 70 Pfennig bis 1 Mark kosten, und ist mit einer Speiseanstalt verbunden. Was die katholischen Gesellenvereine geschaffen haben, ist nach mancher Richtung vorbildlich. Ihr Gründer Kolping wollte erst den Gesellen Gelegenheit bieten, ihre Freistunden in sauberen Räumen zu verbringen. Aber bald kam er darauf, die Gesellen ganz und gar in Hut zu geben — nur die Arbeitszeit durfte das Mitglied des Gesellenvereins außerhalb des Gesellenheims verbringen. In allen größeren Städten, in denen eine katholische Bevölkerung lebt, haben wir heute Gesellenheime. Von anderer Seite kam dieser Bewegung nichts Gleichwertiges entgegengestellt werden. Die evangelischen Jünglingsvereine beschränken sich meist darauf, ihren Mitgliedern Unterhaltungs- und Erbauungsabende zu bieten, hier und da auch Fortbildungskurse.

Allerdings hat sich daneben das Herbergswesen ausgebildet. Und in ihm hat sich auch das Kostgängerwesen entwickelt. Doch beherbergten im Jahr 1900 von 450 Herbergen nur 312 solche Kostgänger. In bestimmte Formen wurde das Kost- und Logierhauswesen von Herbergsvater Schaub in Mühlheim am Rhein gebracht. Er hatte besonders von den Durchbrennern viel zu leiden und suchte, um sich vor den immer größer werdenden Verlusten zu schützen, Verbindung mit andern, auch privaten Kost- und Logierhäusern. Da wurde ihm angedenken, daß im Jahr 1896 und 1897 von Durchbrennern folgende Verluste den Kostwirten zugefügt worden seien: Mühlheim am Rhein 35 000, Köln 150 000, drei Kölner Vororte 12 000, Rippes 9 000, Ehrenfeld 18 600, Essen an der Ruhr 80 000 Mark.

Mögen diese Ziffern auch etwas willkürlich gewählt sein, sie decken doch eine Notlage der Kostwirte auf. Schaub brachte es fertig, die Fabrikanten zur Unterzeichnung eines Scheins zu zwingen, in dem sich die Fabrikanten für Sicherstellung des Kostgeldes verpflichteten. Auch die Arbeiter unterzeichneten diesen Schein. Anfangs lehnten die großen Betriebe ein solches Vorgehen ab. Da wußte es Schaub durchzusetzen, daß allen Kostgängern von ihren Wirten sofort gekündigt wurde. Damit waren die Kostgänger genötigt, die Stadt zu verlassen — und die Betriebe konnten ihre Arbeit nicht fortsetzen. Erst als sie nun die Forderung der Kostwirte unterschrieben, traten die Arbeiter, die ihr altes Logis erhielten, wieder an.

Für diese Kostgänger der „Herbergen zur Heimat“ wurde auch eine eigene Hausordnung aufgestellt. In ihr wird verlangt, daß der Kostgänger sich sittlich betrage, daß er an den Hausandachten teilnehme, daß er die Herberge sofort verlassen muß, wenn er die Hausordnung nicht beachtet, auch bekommt der Kostgänger einen Haus Schlüssel nur in besonderen Fällen und darf sein Bett nur in der Nacht benutzen. Kost- und Logisgeld ist wöchentlich zu zahlen, und angerichtete Beschädigungen sind zu vergüten.

Daß in einem großen Betrieb eine gewisse Ordnung herrschen muß, ist selbstverständlich. Doch dürften die Forderungen der Hausordnung schuld sein, daß nur wenige Herbergen mehr Kostgänger als etwa vier bis zehn haben. Was aber will das in Städten bedeuten, in denen Hunderte von jungen Arbeitern bei fremden Leuten wohnen?

Eine andere Art des Kostgängerwesens sind die Schlafhäuser, wie sie von großen industriellen Unternehmungen unterhalten werden, um genügend Arbeitskräfte im Ort zu haben. Ein solches Schlafhaus fand ich z. B. zu Lipine in Oberschlesien. Die Schlesiische Zinkhütten-Altien-Gesellschaft bietet dort den unverheirateten oder ohne Familie gekommenen Arbeitern ein Nachtlager für 1 Mark 50 Pf. monatlich. Doch fand ich die Räume des Schlafhauses nicht in dem vorbildlichen Zustand, wie man ihn wohl von einem solchen Niesenunternehmen erwarten kann. Die mit Holz belegten Treppen hatten eine unsaubere schwarzgraue Farbe. Die Schlafstuben machten keinen besseren Eindruck. Die Einrichtung war die denkbar dürftigste, kaum der einer Kaserne gleichkommend. In manchen Stuben waren die Betten übereinander gestellt. Die Arbeiter sollen ihre Zimmer selbst reinigen, kommen aber so geschmort und ermattet von den Röstwerken, Schlackenbergen und Gießereien, daß sie schon in der Kleidung auf ihr Lager sinken. Und da immerwährend Arbeiter im Zimmer anwesend sind — die einen sind auf der Schicht, indessen sich die andern ausruhen — so wird auch wenig gelüftet.

Der Speiseraum, der eigentlich einen angenehmen Aufenthalt für die Freistunden hätte bieten sollen, bot nichts als kahle Wände, ein paar roh gestrichene Tische und Bänke.

So viel verschiedene Arten von Kosthäusern es nun auch gibt, keines entspricht den Bedürfnissen unserer Zeit. Und das wäre doch ein Unternehmen von unschätzbarem Wert, von weitesten Aussichten. Was für prächtige Vorbilder ließen sich da erschaffen! Kostheime mit Gesellschaftszimmern, Bibliotheken und Unterrichtsräumen usw. Eine bescheidene Rentabilität liege sich dort wohl auch erzielen, wenn nicht allzuviel Kraft und Zeit mit nebensächlichen Dingen verschwendet würde.

Wohl ist die Familie, in die ein junger Kostgänger einkehren kann, das Wünschenswerteste. Aber welche Familien bieten denn den jungen Leuten Obdach und Heim? Nur solche, die daran verdienen wollen, denen es schon dürftig genug geht. Und wie viele sind darunter, die sich kein Gewissen daraus machen, Leib und Seele der sich ihnen anvertrauenden Männer in Gefahr zu bringen!

Ja, hier ist wirklich für Behörden, Vereine und warmfühlende Menschen ein weites Feld!



Das Fontane-Denkmal für Neu-Ruppin. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Für Neu-Ruppin, den Geburtsort Theodor Fontanes, mitten im Herzen der Mark, die er so oft durchwandert hat, ist das Denkmal, das unser Bild wiedergibt, bestimmt. Es spricht wunderbar zum Herzen, denn es zeigt den prächtigen Erzähler, dessen nachgelassenen Roman „Mathilde Mähring“ wir in der heutigen Nummer beginnen, genau so, wie er auf diesen Streifzügen auszuweichen pflegte: im bequemen Hut und Rock, den Wanderstock zur Hand und zeitweilig kurze Rast pflegend auf einer Bank, auf einem Stein am Weg. Er liebte es, dann ein Büchlein hervorzuziehen, ein paar Lieblingsgedichte zu lesen, oder auch, sich selbst Notizen zu machen für das Heimatbuch, das unter dem Namen „Wanderungen durch die Mark“ so vielen erst die stille Schönheit des märkischen Landes erschlossen hat. Professor Wiese ist der Schöpfer des schlichten, trefflichen Werkes. Die Figur selbst ward in Bronze ausgeführt und hat eine Höhe von 2,65 Metern, die Bank ist aus Granit gefertigt.

Walter Raleighs Kindheit. (Zu dem Bild Seite 975.) Der englische Admiral Walter Raleigh, berühmt durch seine Seefahrten, Seekämpfe und tragischen Schicksale, wurde im Hayes bei Budeley in Devonshire geboren. Oft mochte der Knabe dort am Seegestade, wie uns auf unserm Bild vorgeführt wird, mit gespannter Aufmerksamkeit den Erzählungen des Seemanns lauschen, der, in die Ferne des Ozeans hinausweisend, von seinen Erlebnissen, Taten und Abenteuern spricht. Die See sollte auch für den Knaben verhängnisvoll werden, der, zum Mann gereift, dort großen Ruhm erwarb, aber auch durch seine Taten dem Gericht verfallen sollte, das ihn zum Tod auf dem Schafott verurteilte. Zunächst widmete sich Raleigh (geboren 1552) juristischen Studien in Oxford und London, focht in Frankreich für die Hugonotten und dann in den Niederlanden gegen die Spanier. Seine erste Seereise machte er 1579 mit seinem Halbbruder Gilbert zusammen nach Nordamerika — eine Entdeckungsreise, die erfolglos blieb. Er kämpfte gegen die Irländer, die sich, von Spanien untertänigt, gegen die englische Herrschaft erhoben, und erhielt darauf von der Königin Elisabeth die Statthalterchaft von Cork und mehrere Güter. Wieder zog es ihn dann nach Amerika;

er rüstete auf eigene Kosten zwei Schiffe aus, landete mit ihnen in der Chesapeakebay und gründete eine Kolonie; zu Ehren seiner jungfräulichen Königin nannte er das Land „Virginien“. Als die spanische Armada England bedrohte, vermehrte er mit seinen Schiffen die königliche Flotte und wurde

dafür zum Mitglied des Geheimen Rats ernannt. 1592 stand er an der Spitze eines von ihm selbst ausgerüsteten Geschwaders, mit dem er in Westindien die spanischen Schiffe kapern wollte, doch war das Unternehmen nur wenig erfolgreich. Die Sage von den Wunderland Eldorado von den großen Gold- und Silberbergen Guayana lockte ihn zu immer neuen Seebenteuern; er segelte mit fünf Schiffen nach Südamerika, eroberte die Insel Trinidad, fuhr den Orinoko hinauf; doch das ersehnte Dorado blieb eine Sage. 1594 als Konteradmiral unter dem Oberbefehl des Grafen Essex, eroberte er die Insel Javal, ohne den Befehl des Grafen abzuwarten, aber seine Freunde retteten ihn damals vor dem Fort des mächtigen Günstlings. Als Arabell Stuart gegenüber den König Jakob ihre Thronansprüche geltend machen wollte, wurde er mit in die Verschwörung verwickelt, verhaftet, zum Tod verurteilt, doch vor König zu Gefängnisstrafe begnadigt. Drei zehn Jahre sah er in Tower, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. 1615 erhielt er die Freiheit wieder. Von neuem lockte ihn das Dorado



Das Fontane-Denkmal für Neu-Ruppin. Ausgeführt von Professor Max Wiese.

1615 erhielt er die Freiheit wieder. Von neuem lockte ihn das Dorado

von Guayana; er berichtete dem König von einer dort entdeckten Goldmine, und Falob, der sich in Geldverlegenheiten befand, gab seine Einwilligung zu einer neuen Expedition. Raleigh, der sich ein Künftler der erbeuteten Schätze ausbat, stand als Oberbefehlshaber des aus vierzehn Segeln bestehenden, mit Abenteurern bemanneten Geschwaders in See; doch schwererkrankt blieb er auf seinem Admiralschiff vor der Mündung des Orinoko liegen; die den Strom hinauffahrenden Schiffe kehrten unterdessen erfolglos zurück. Es kam zu einem Kampfe mit den Spaniern; die spanische Regierung verlangte Genugthuung für den Friedensbruch. Der König opierte ihr seinen Admiral. Raleigh wurde vor einen Kriegsrat gerufen, der das früher gegen ihn ausgesprochene Todesurteil erneuerte. Er wurde 1618 hingerichtet.

Edmund Harburger †.

(Mit der nebenstehenden Abbildung.) Ein fröhlicher und doch ein ernster Künstler ist mit Edmund Harburger am 5. November in München aus dem Leben geschieden. Am 4. April dieses Jahres feierte er seinen 60. Geburtstag, und die Ebrungen, die ihm von allen Seiten dabei zuteil wurden, zeigten deutlich den künstlerischen Ehrenplatz, den Harburger sich erworben hatte. In Eichstätt in Mittelfranken geboren, widmete er sich ursprünglich dem Bauhand, und erst später erfüllte sich sein Herzenswunsch, Maler zu werden. An der Münchner Akademie und unter Anleitung Lindenichmitts in der Vorstadt ging er seinen künstlerischen Werdegang, der ihn bald unter die Besten seines Berufs führte. Die meisten seiner Stoffe entnahm Harburger dem ober- und niederbayerischen Wirtschaftsleben, dem dortigen Bauernleben und dem Treiben der Münchner Bevölkerung; wir nennen

von seinen Bildern: „Der Dorfbarbier“, „Bauernprügelei“, „Zweihbürger beim Biertrug“, „Der Stadtherr“, „Die Weinprobe“. Die besten Mühen seines Schöpfungen des lebenswürdigen Meisters. Was aber Harburgers Namen in alle Schichten der Bevölkerung trug, und was unendlich viele fortan schmerzlich vernissen werden, das war seine Mitarbeiterchaft als Zeichner an den „Münchner Fliegenden Blättern“. Was er uns hier in seinen köstlich komischen Gestalten gab, war vollendet, seine Klein Kunst war ein Stück großer Kunst. Der Tode schenkte uns immer wieder das Beste im Leben, ein herzliches Lachen, und die unzähligen Freunde dieser Gesundheit werden ihn darum nicht vergessen.

Militärisches Begräbnis in

Deutsch-Südwestafrika. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Die Polizeistation Namansdrift unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes ist anlässlich der Reise des Obersten von Deimling viel genannt und auch in photographischen Aufnahmen wiedergegeben worden. Auch unser heutiges Bildchen führt dorthin und zeigt ein Schauspiel trauriger Art: das militärische Begräbnis stiller Helden, die einer Hererokeule oder dem mörderisch wirkenden Typhus zum Opfer gefallen sind. Ernst ragen die Kreuze aus steinigem Boden auf, und ernst sind die Worte, die dem Andenken der Toten geweiht werden. Ein kurzes Gebet, der Gleichklang militärischer Schritte, und die Einsamkeit umfängt wieder den stillen Ort, in den so edler Samen gesenkt worden ist.

Ein Denkmal für Basael Donner in Wien.

(Zu der Abbildung auf der umstehenden Seite.) Inmitten eines kleinen Gaines immergrüner Sträucher erhebt sich an der Ecke des verlängerten Schwarzenbergplatzes in Wien das am 30. Oktober enthüllte Denkmal



Jaeger & Woerger, München, phot.

Edmund Harburger †



Militärisches Begräbnis in Namansdrift in Deutsch-Südwestafrika.

für den berühmten Bildhauer Rafael Donner, eine Schöpfung des Bildhauers Richard Kaufungen. Es zeigt auf dunkel rotbraunem Granitsockel die überlebensgroße Bronzefigur des alten Wiener Meisters in bewegter Haltung, an seinem berühmtesten und populärsten Werk, dem Neumarktbrunnen, arbeitend. Als jener



H. Schumann, Wien, 1901

Denkmal für Rafael Donner in Wien.
Ausgeführt von Richard Kaufungen.

der Natur und zu der Schönheit der Antike, die Rafael Donner ahnte und begriff, ohne sie zu kennen.

Heinrich Seidel. (Mit dem nebenstehenden Bildnis.) Eine schwere Trauernachricht ist es, die in diesen Vorweihnachtstagen aus dem schlichten, blumenumwachsenen Gartenhaus in Groß-Lichterfelde bei Berlin in die Weite geht: Heinrich Seidel, der von ungezählten Tausenden von Deutschen, von alt und jung verehrte und geliebte Dichter, ist jäh dahingegangen. Erschütternd trifft die Nachricht von dem Heimgang des lebensfreudigen Mannes seine weite Gemeinde — doppelt ergreifend darum, weil nun sein Tod in jene Zeit gefallen ist, in der er alljährlich, wie kaum ein anderer, als Schenkender in die Familien getreten ist, als Bringer einer neuen köstlichen Gabe seines stillen dichterischen Schaffens im Lauf des hingegangenen Jahres. Auf so viel glanzumstrahlten Weihnachtstischen sind Heinrich Seidels schmude kleine Bändchen, seine Gedichte, seine Märchen und die so gern gelesenen Erlebnisse seines ureigensten Helden „Leberecht Hühnchen“ alljährlich aufgebaut worden, und wohl jeder, der sich dann in ihrer stillen und humordurchtränkten Welt ergüßte, dachte dabei auch an den Dichter, der das alles schuf, und sah im Geist sein freies, gütiges Gesicht, die blauen Augen, aus denen wohl ein Strahl von jenem Märchenzauber brach, den er in seine Bücher bannte. Nun ist der Dichter tot, und seine Werke sind verwast und werden in den hellen Weihnachtstagen, die vor uns liegen, bei aller Freude, die sie bringen mögen, doch auch die Wehmut nicht ganz bannen können! Ein Schaffender ist Heinrich Seidel bis an das Ende seiner Tage gewesen, beinahe bis zu jenem

7. November, der den Vierundsechzigjährigen aus unserer Mitte hinweggenommen hat. Und reich ist die Ernte seines Lebens, die nun vor uns liegt und die vollendet ist und ohne Schluden. Wie so ihn beschieden war, niemals vom Wege abzuirren in seinem Dichten? Wie so gerade er mit so bewundernswürdiger Sicherheit die rechten Pfade schritt? Vielleicht weil er erst als gereifter Mann zur Feder griff, in Jahren, die ihm schon die innere Klarheit gegeben hatten. Denn über dreißig Jahre war der Maschinenbauer und Ingenieur Heinrich Seidel schon alt, als er zum Schriftsteller wurde. Dann aber entstanden auch in rascher Folge all diese lieblichen Schöpfungen, über denen etwas von Wilhelm Raabes Geist weht: seine „Vorstadtelischen“, der „Leberecht Hühnchen“ mit seinen verschiedenen Nachfolgern, „Jorinde“, und viele, viele andere. Jetzt schweigt der Mund, der uns so Schönes und so Freundliches in stillen Stunden zu erzählen wußte, für immer still. Wir aber — unsere Leser und die „Gartenlaube“ — wir tragen mit dem Toten einen Mann zu Grabe, der uns durch viele Jahre hin ein Freund, ein treuer Mitarbeiter war. Und wir wollen ihn und sein Werk auch über dieses Grab hinaus in treuer Liebe und in Ehren halten.

Aber alte Handelsbeziehungen zwischen Japan und Mexiko aus dem 17. Jahrhundert berichtet die neueste Nummer des „Globus“ nach sehr interessanten Untersuchungen der nordamerikanischen Forscherin J. Nuttall. Im Jahre 1609 erlitt eine Expedition des Spaniers Rodrigo de Rivera über die Philippinen nach Mexiko unterwegs an der japanischen Küste Schiffbruch, und während in der ganzen Welt sonst noch das barbarische Standrecht galt, wurden die Schiffbrüchigen in Japan ausgezeichnet behandelt, ein deutlicher Beweis der schon damals hochentwickelten buddhistischen Kultur. 1610 ging die erste japanische Expedition nach Mexiko mit 23 japanischen Kaufleuten unter Führung von zwei Edel-leuten, und 1611 wurde dieser Besuch durch Abendung einer mexikanischen Expedition unter Führung eines offiziellen Gesandten erwidert, der im wesentlichen Handelsinteressen im Auge hatte. Schon damals waren die Japaner im Besitz des Kompasses, und das religiöse wie handelspolitische Verhalten der Japaner stach vorteilhaft von dem unbilligen Bekehrungsseifer und der Habgier der Spanier ab. In den alten Verichten dieser interessanten Geschichte der ersten Beziehungen zwischen Mexiko und Japan sind in dieser Hinsicht recht wertvolle authentische Aufzeichnungen überliefert. In dem amtlichen Briefwechsel zwischen der japanischen und der spanischen Regierung sind die folgenden Aufzählungen von japanischer Seite zu finden: „Der Pfad zu allen Tugenden findet sich in der Ausübung von Humanität, Gerechtigkeit, Höflichkeit, Weisheit, und Treue“; ferner die Mahnung an die Spanier: „es sei schwer, jene zu bekehren, die keine Neigung zum Übertritt haben. Es ist daher das Beste, wenn ihr mit Befehlungsverjuchen in unserm Land aufhört. Aber ihr könnt die zu uns kommenden Handelsschiffe vermehren und so die gegenseitigen Interessen und Beziehungen verbessern. Alle eure Schiffe, ohne Ausnahme, können unsere Häfen besuchen.“ So dachte und handelte das „Land der aufgehenden Sonne“ bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts, zu der Zeit, als in der Alten Welt gegen Galilei die ersten Inquisitionsprozesse stattfanden.

A. W.



Heinrich Seidel †.

Druck und Verlag Ernst Reil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den Anzeigenteil verantwortlich Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Birih; für den Anzeigenteil verantwortlich J. Rafael beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.